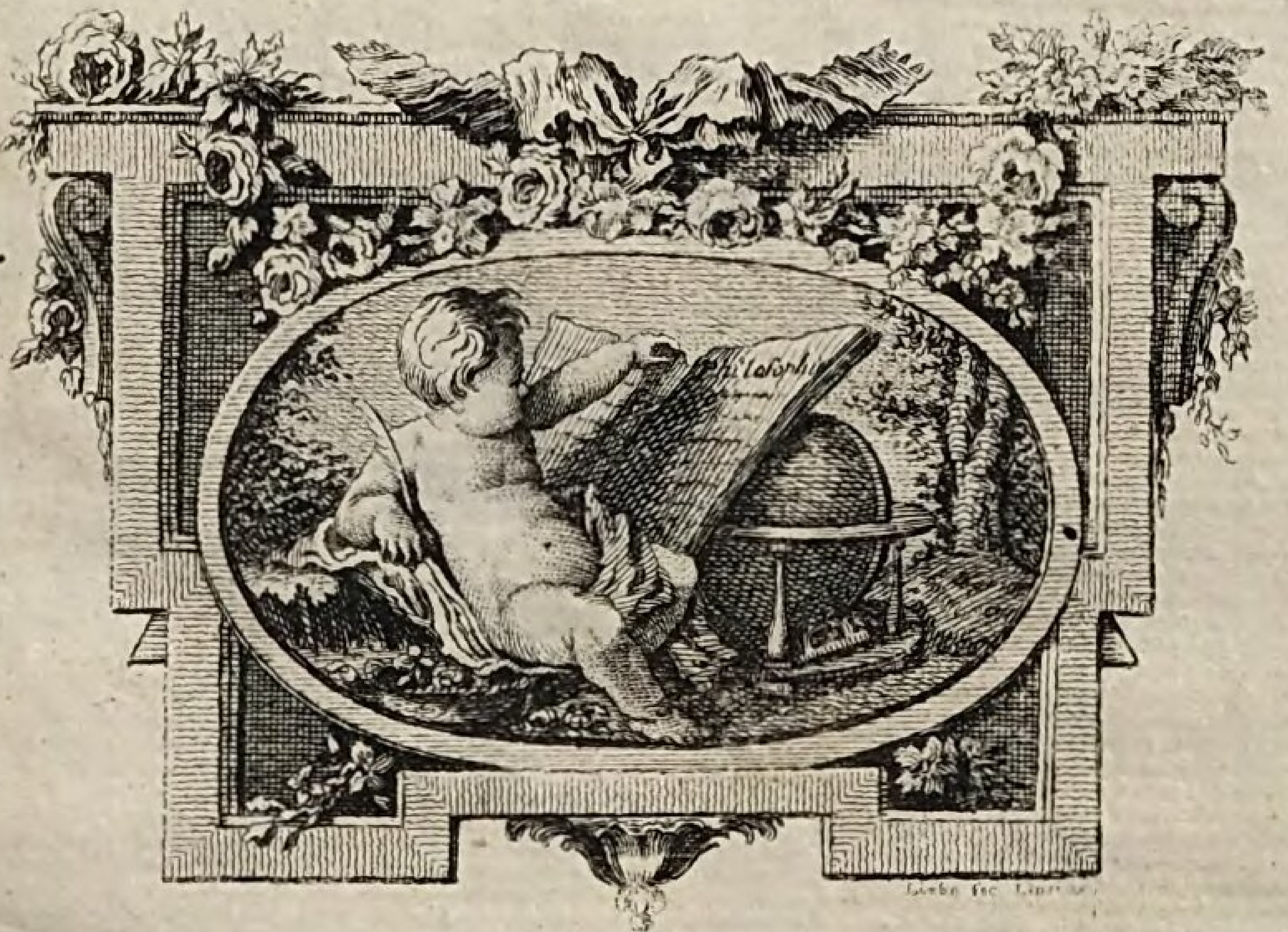
Landes-
bibliothek
Coburg

1134
13 Mu.
98

Briefe
über Gegenstände
der
Philosophie,
an
Leserinnen und Leser.

von
Michael Hißmann.



Gotha,
bey Carl Wilhelm Ettinger, 1778.

Coburger
Landes-
Bücherei

Seinem Freunde,

dem

Herrn

Magister Weber,

Universitätsprediger zu Göttingen

freundschaftlich gewidmet

vom

Verfasser.

"Aber dürfen wol auch Frauenzimmer,
"die nicht so gelehrt sind, wie Ihre
"Korrespondentinnen, Ihre Briefe lesen?" — fragte mich eine Dame, der ich die sechs ersten Aushängebogen vorlegte. — Lesen mag sie die ganze schöne Welt, — war meine Antwort; — Ich zweifle aber selbst sehr, ob das ganze lesende Frauenzimmerpublikum Geschmack an diesen Gegenständen finden; so auch, ob es, durch Kenntniß ihres wahren Gehalts, warmen Antheil daran nehmen wird. — "Je nun, buchstabiren und lesen
"doch Leute, die kaum buchstabiren und le-
"sen können, die Bibel, die sie eben so we-
"nig verstehn; warum sollten nicht auch die-
"jenigen Individuen meines Geschlechts Ih-
"re Briefe lesen, die sie nur mit einigen Er-

„läuterungen kommentirender Väter, Brüder,
„Gatten 2c. durchaus verstehn werden?“

Keine bessere Entschuldigung hätt' ich in der That für meine Briefe ersinnen können, als diese. Dank der würdigen Freundin, die mir durch diesen witzigen Einfall zu Hülfe kam! Das rezensirende Männergeschlecht ist gewiß so diskret, einen Einfall für einen bündigen Grund anzusehn, so bald er von einem Frauenzimmer herrührt. — Der Philosoph, der mit den behandelten Gegenständen bekannt ist, mag immer mehr in meinen Briefen lesen, als ein andrer Leser, der etwa nur ihre Oberfläche kennt. Mit welcher Lektüre ist's anders? Geständnisse, die auf diesen Punkt hinauslaufen, werden daher lauter Lobsprüche für mich seyn.

Den deutschen Schönen, die mehrentheils die Franzosen lieben, an der Lektüre philosophischer Aufsätze Geschmack abzugewinnen, mögte für einen Schriftsteller, der auf fran-

zösische

zösische Schöngeisterey nicht den mindesten Anspruch macht, noch machen kann, ein beynahe ganz unmögliches Unternehmen seyn. Mein Buch mag also von hundert Toiletten weggeräumt, und dem Staub zur Speise überliefert werden; wenn's nur auf einer einige Tage offen lag, und wenn's von keiner eher verwiesen wurde, als die fünf ersten Briefe gelesen, und wenn ich's fordern darf, auch einigermaßen verdauet waren. Denn, im Ernst, ich glaube, jedes lesende gelehrte und ungelehrte Frauenzimmer muß wenigstens so viel von der Philosophie wissen, als da gesagt ist.

Haben übrigens einige von meinen Leserinnen die Geduld, auch die übrigen an meine Korrespondentinnen, — deren Namen ich ungern habe verschweigen müssen, — gerichteten Briefe durchzulesen, oder auch die Lektüre zu wiederholen: so können sie mit einigen anziehenden philosophischen Materien bekannt werden, und sie haben zu gleicher Zeit einige Proben, wie die Leute, die man Philosophen

 nennt,

nennt, ihre Sachen zu behandeln pflegen. Ich rechne immer darauf, daß ihnen ein kurzer mündlicher Kommentar alles aufklären kann.

Die philosophischen Briefe an meine Korrespondenten sind hingegen, wie schon die Ueberschriften lehren, für kein Frauenzimmer geschrieben. Man wird sie hoffentlich, ohne mein Erinnern, überschlagen. Wäre mir die Absonderung leichter geworden; so hätt' ich sie ganz weggelassen. — Göttingen, den 16. Februar 1778.

Hißmann.

Briefe

Briefe
über
Gegenstände der Philosophie.

Erster Brief.
An Madame C**.

Ueber die Philosophie. — Bey der genauern Bestimmung des Begrifs von der Philosophie braucht man auf die Mißbräuche des Worts gar nicht Rücksicht zu nehmen.

Madame!

Unser Briefwechsel ist noch nie von der Erbkrankheit der gewöhnlichen Korrespondenzen, von der aufgedunsenen Komplimentensucht angesteckt worden. Sie wünschten gleich anfänglich, unsre Briefe müßten durch

durch die Wichtigkeit der behandelten Gegenstände von Zeit zu Zeit interessanter werden. Es ist Zeit, daß ich Ihrer Aufforderung nachkomme, und Ihrem Beyspiel nachstrebe. Der Abtrag dieser Pflicht läßt sich um so viel weniger weiter hinausschieben, da mir Ihre Zuschriften allemal den reichhaltigsten Stoff zu tagelangen Meditationen dargelegt haben. O wie oft hab' ich Ihre Briefe hervorgezogen, entfaltet, gelesen, überdacht, ungern weggelegt; wie man sich aus den Armen eines redlichen Freundes, oder von der Lektüre eines guten Buchs nicht gern losreissen läßt. — Sie sind aber zufrieden, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß ich bey Verfassung derselben alle meine Kräfte sammlen werde; um sie Ihrer Lektür gewissermaßen anzuwürdigen.

Sie haben mir wichtige Beyträge zur Menschenkenntniß, zu dem Studium mitgetheilt, welches mein ganzes Leben verschlingen wird, eh' ich noch in die Tiefen werde blicken können, die den Menschen dem Menschen selbst verbergen. Ich hab' ihn schon mit anhaltendem Beobachtungsgeist in mir selbst studirt. In manchen Situationen hab' ich ihn schon bey meinen Freunden gefunden; manche Experimente gesehen, und selbst gemacht; manche Charaktere,

ohne

ohne sie zu zeichnen, mir eingedrückt. — Aber es ist doch nur der sehr enge Bezirk, weniger auserwählter Freunde, in welchem ich Beobachtungen anstellen kann. Und da komme ich freylich nur wenige Schritte weiter; weil ich nur mit solchen Personen umzugehen pflege, die ohngefähr eben so denken und handeln, wie ich. Von Charakteren, die dem meinigen entgegengesetzt sind, entfern' ich mich, so bald ich sie kennen lerne, und damit hat alles Beobachten ein Ende. Ich weiß aber aus den Erfahrungen, die ich schon in meiner frühern Jugend gesammlet habe, daß bey weitem nicht alle Welt so denkt, handelt, wünscht, verabscheuet, glaubt, zweifelt, lobt, schändet, &c. wie ich. Das frühe Abziehen dieses Grundsatzes hat mir unbeschreiblich viele und wichtige Vortheile zuwegegebracht. Ich bin vor dem Wahn bewahret worden, daß nur die Denkungs- und Lebensart, die Sitten, die Religion, die Gesetze, Nahrung, Kleidung, Regierungsform, die Art von Vergnügungen, kurz, die Modifikationen der Menschheit möglich, wirklich, oder einzig gut seyen, die ich an mir, und um mich her wahrnehme. Dadurch wurde die dumme Anhänglichkeit, die schiefe Bewunderung, die einseitige Lobeserhebung aller dieser Stücke, in so

fern sie sich fest auf mich drängen, zu gleicher Zeit aus meiner Seele verbannt.

Ihre Briefe haben mich auf diesem Wege weiter fortgeleitet. Der ganze Effekt hat bey mir die sonderbare Wendung genommen, daß ich, seitdem ich die mehrern philosophischen Systeme habe kennen gelernt, eben so wenig irgend einem System blind anhange, so wenig der ausgebreitete Weltkenner an einer Seele hangen kann, die ihn durch ihren ersten Eindruck überraschet. Das sollen Sie denn auch an meinen künftigen Briefen sehen; da Sie gerade über einige Gegenstände der theoretischen Philosophie meine Gedanken zu wissen wünschen. Dank Ihnen, daß Sie gerade eine Schilderung des Schönen verlangen, die jezt meine Muse, und die Abgöttin meines Herzens ist, in deren Tempeln ich täglich meine Gelübde bezahle, auf deren Altären ich meine Opfer opfere. In meinen Augen hat diese Schöne besonders auch deswegen vorzügliche Reize, weil es ihren Liebhabern nicht wie den Bewunderern unsrer Schönen geht, die sich gewöhnlich wie Jäger verhalten, denen der Besitz eines Wildprets bey weitem nicht so angenehm ist, als die Jagd selbst.

Ihre Vermuthung, Madame! ist gegründet, daß die nachtheiligen Begriffe, die man im gemeinen Leben zuweilen mit dem Nahmen Philosoph zu verknüpfen pflegt, eben wie der Mißbrauch anderer Ausdrücke, die richtige Bedeutung und die eigenthümlichen Merkmale der Wissenschaft verhüllen können, wovon wir jezt sprechen. Man hat häufig gar zu übereilt gewisse Eigenschaften oder Wirkungen der Philosophie für wesentlich gehalten; weil man sie bey einigen Menschen, und in einigen Zeitaltern vielleicht bey allen vorfand, die sich Philosophen nannten. Im Grund aber waren es blosse beygemischte Zufälligkeiten, die im Temperament, in den Lieblingsneigungen, und in vielen andern Nebenumständen gegründet waren. Ein heiliger Schriftsteller warnet für der Philosophie, als einer heillosen, seelenverderblichen Kunst. Philosophen und Erbfeinde der christlichen Religion sind in den Schriften mancher Kirchenväter gleichbedeutende Ausdrücke. Ein Philosoph, sagt Herr Basedow, heißt bald ein Mensch, der keinen Gott, oder keine unsterbliche Seele, oder keine Offenbarung glaubt; bald ein solcher, der seinen Verstand durch logikalische oder metaphysische Vorlesungen und Bücher finster und stolz gemacht; bald ein Menschenfeind, der

allen

allen Umgang und Scherz, alle unschuldige Mode und Ergötzung flieht, und höchst eigensinnig lebt, und daher mehr den Nahmen eines Eigensinnigen, als eines Freundes der Weisheit verdiente.

Sie selbst sezten einstens, aus einem andern Schriftsteller, ein Paar ähnliche Afterzüge zum Bild eines Philosophen hinzu. Die Geschichte, sagten Sie, kennt Philosophen, und ich kenne ihrer noch einige, die aus Kompendien und aus Heften voll Nonsens, voll unnützer Grübeleyen, voll gelehrter Unvernunft, voll kindischer Wortkrämereyen, und abgeschmackter Spielwerke, Dinge lehren, die kein gesunder Verstand begreifen kann, und Dinge beweisen, die nur sehr schadhafte Denkmaschinen beweisen können; die ein Chaos von leeren Sätzen numeriren, paraphrasiren, demonstriren, distinguiren, refutiren; die diesen Wust ein System nennen; die nützliche Wahrheit und das belehrende Gefühl der Menschheit verhöhnen; über ihre ungestalten Hirngeburten jauchzen, und sie mit dem geheiligten Nahmen der Philosophie einweyhen. Auf solche Weise wird Unsinn; Verwirrung; ein Gewebe von Träumereyen der Einbildungskraft, und von finstern Ideen einer kranken Seele, ein wüstes Labyrinth

byrinth von unnützen Sätzen, und leeren Folgerungen; Sophistenzeug; Disputirkunst; Psittacismus; Trödelkram von Meinungen, ohne Kraft und Gewißheit; eine mit alten Lumpen behangene Holzmaschine, ohne Wirkung aufs menschliche Herz; ein Gemisch von Thorheit und Unvernunft, unbrauchbar für das menschliche Leben, dem gesunden Menschenverstand nachtheilig, in einer barbarischen Sprache vorgetragen, mit unbiegsamer, dogmatischer Entschlossenheit behauptet, mit einem wüthenden Geschrey hartnäckig vertheidigt, — Philosophie; und gelehrte Marktschreyer werden ihre Priester. —

Ich mögte lieber sagen: — ihre barbarischen Henker. Mir ist's immer, als gieng ein vielschneidiges Schwerd durch meine Seele; sympathetischer Schmerz fällt alle meine Empfindungswerkzeuge an; wenn ich die Philosophie so unter den Händen der Barbaren leiden, und die Krone der Menschheit, so in Staub und Koth mit Füssen getreten, daliegen sehe. Ich werde im Bild eines wahren Philosophen, weder die trübe finstere Mine des weltvergessenden Stubenhüters; noch des Scherz und Umgang fliehenden mürrischen Menschenfeindes; noch des lächerlichen Grillenfängers, Wortkrämers und Grüb-

lers;

lers; noch die freche Stirn des ungereimten Gottesläugners, oder des vorwitzigen Deisten dulden. Die Blicke des Weltweisen, wie ich ihn schon mehrmals in menschlicher Gestalt zu sehen das Glück gehabt, sind heiter, wie das Sonnenlicht am hellen Mittag; und lieblich, wie ein froher, unbewölkter Frühlingstag. Er sucht Vergnügen, und lehrt die Kunst des Frohseyns, wenn Stürme den Bach des Lebens trüben. Gute Menschen kennen, gute Menschen lieben, guten Menschen wohlthun, und dies alles nach Grundsätzen; — dies ist die Philosophie meines Philosophen. Ich find' ihn daher beständig unter Menschen. Wol denen, die ihn kennen, und die süssen Lehren, die wie Honig von seinem Munde fließen, zum aufklärenden Unterricht, und zur Besserung des Lebens, wie fruchtbare Felder, aufnehmen, und Frucht bringen. Kein guter Mensch kann seinen Reizen widerstehen. Nur der felsenharte Bösewicht flieht ihn, weil seine Blicke zu tief in die boshafte Seele hineindringen. — Gewiß, Sie würden ihn umarmen, und herzen, und sich nie wieder von ihm trennen können, wenn Sie den wahren Weltweisen sehen sollten. Finden Sie ihn am Pult, oder im Gewühl der häuslichen Gesellschaft, von Kindern umringt, die sein Ebenbild

tragen, oder unter philosophischen Freunden, oder in der Kirche; — überall finden Sie den liebenswürdigsten, geschäftigen, heitersten, besten Menschen.

Ich schildere Ihnen hier nicht einen Bürger des Himmels. Ich habe das Urbild, von welchem ich Ihnen eben einige unvollkommene Züge mitgetheilt habe, mit meinen leiblichen Augen in menschlicher Gestalt unter Menschen auf Erden gesehen. Es mag wol noch Gegenden geben, in welchen diese philosophische Menschengestalt noch nicht erschienen ist; und es hat ganze Welttheile und ganze Zeitalter gegeben, in welchen die verfolgte Philosophie von der Erde in den Himmel floh. Da traten denn einige menschenähnliche Geschöpfe, Philosophen genannt, in der rauhen Tracht der Schulpedanten, in der Mönchskutte, und den Pfaffenmänteln auf die Katheder; gaben vor, die Weltweisheit habe sich nun aus der Sphäre des Lebens in die Sphäre der Katheder versezt; stimmten ein Te Deum an, wenn sie den gemeinen Menschenverstand mit allerley Spitzfindigkeiten barbarischer Kunstwörter verdumpfet, eingeschläfert, besiegt, und erwürgt; die gesunde Vernunft durch scholastische Nomenklatur fern von sich weggeschreckt, und den schönsten Keim

der Tugend und Einsicht eines aufkeimenden Genies durch tödlichen Schulstaub erstickt hatten. So wird noch heutzutage das Glück einer gewonnenen Schlacht, das Glück, daß in der Hitze des Treffens Menschenblut, wie Wasser floß, mit dem Donner der Kanonen zelebriret!

Neue Wolthäter der Menschheit, neue Sokratesse mußten der herrschenden Dummheit, oft mit Lebensgefahr, den Hals brechen. Wie manche von diesen unsterblichen Männern büßten Güter, Ehre, und Leben ein? Wie konnt' es anders seyn, da die Barbarey, wie die Wildheit des Naturmenschen heftig ist? Sie treibt, wie diese, auf einen Schlag Tod und Verwüstung in die menschliche Lebensmaschine. — So stieg die Philosophie von jenen schwindlichten Höhen, und von den Wolken des Olymps herab. Nun erscheint sie im reizenden Gewand, womit sie von den Händen der Grazien bekleidet worden, worin sie Hohe und Niedrige für sich einnimmt, und gleich eines **Musarion** bezaubert, indem sie unterrichtet. — **Duns, Thomas, Suarez**, und wie die Väter der Barbarey alle heissen mögen, leben nur noch im Schoos ihrer Brüder, in den Winkeln irgend eines finstern, gothischen

Klosters.

Klosters. In hellen Klöstern werden die monströsen Geburten ihres Geistes mit unter die Bank gesteckt, ohngefähr, wie die Bibel vor den Zeiten des Pabstes Leo's X, und seines entschlossenen Zeitgenossens, **Luthers.**

Heil den Zeitaltern, wenn einstens wieder ein Geschenk der Götter, ein Menschenbild mit vollströmenden Menschheitsgefühl, vom Himmel fallen; wenn sich der philosophische Geist in allen Gliedern des Staats durch verschiedene Kanäle herumbewegen; wenn ein neuer Sokrates den heilenden Balsam seiner Sittenlehre, und der Verfeinerung auch in die Wunden tröpfeln wird, die Barbarey, Unwissenheit und Aberglauben den Ständen des unaufgeklärten Publikums geschlagen haben; wenn aufgeklärte philosophische Menschenfreunde die Menschen, ihre Brüder, in den Werkstätten besuchen, und sie, wie ihre Schüler und Zuhörer, von der Würde der Menschheit, und ihren besseren Pflichten unterrichten werden. — Aber wehe diesen künftigen Generationen, wenn sie, wie ihre Urväter, diese Boten Gottes tödten, und die zu ihnen gesandt sind, um ihnen wolzuthun, steinigen!

Zweyter Brief.

An Ebendieselbe.

Bemerkungen über den Schluß der Skeptiker, der gegen die Existenz der Philosophie gerichtet ist. — Warum läßt sich der Begrif von der Philosophie so schwer bestimmen?

Aber, Madame! wahrscheinlich dachten Sie bey Ihrem Auftrag, wodurch Sie mich zu diesen Briefen verpflichteten, wol nicht mehr an die Vorwürfe, die Sie ehedem der Philosophie und ihren Liebhabern gelegentlich machten. Ich konnt' es Ihnen zwar in den Augen lesen, daß Sie den Einwurf der alten Zweifler wider das Daseyn der Philosophie nur im Scherz wiederholten; vielleicht, (denn das läßt man sich doch vom schönen Geschlecht eher gefallen, als von Fakultäten, oder von Konsistorien,) um Kopf und Feder einige Minuten durch ein Examen zu beschäftigen. Aber bemerkten Sie nicht, mit welcher vermischten Mine der Verachtung und des Mitleidens Ihre umstehenden Gespielinnen seitwärts auf mich hinblickten, wie Sie Ihren, freylich etwas gelehrt klingenden Zweifel ausgesprochen

gesprochen hatten. Guter Himmel! mogten diese guten Seelen bey sich selbst denken; wenn es mit der Philosophie so steht, wie wir da eben gehört haben, was sind denn die Philosophen? was der junge Herr da, den man ebenfalls für einen ausgiebt? Schade, daß er so groß gewachsen ist!

Erlauben Sie mir, hier einen widerlegenden Kommentar über Ihre damaligen Worte anzuhängen. Ihnen ist er nicht zugedacht; denn Sie meinten es so böse nicht, als man es durch Mißverstand aufzunehmen beliebte. Wenn nur Ihre Freundinnen dabey die Gesichtsmuskeln wieder bewegen, die sie sonst so gefällig und liebenswürdig machen. — "Erinnern Sie sich, hies es, an einem von den fünf lezten Bewegungsgründen (λογοι, τροποι,) zum allgemeinen Zweifel, und zur Enthaltsamkeit vom Beyfall, die ein gewisser neuerer Zweifler, Agrikola, zu den zehn ältern skeptischen Tropis hinzugesezt haben soll. Es ist fast kein einziger Punkt, sagt Sextus, worüber die Systeme der Dogmatiker nicht im Streit liegen, und den die dogmatischen Partheyen nicht aus entgegengesezten Gründen beweisen sollten. Diese entgegengesezten Gründe sind gewöhnlich so stark, daß man sich nur

mit

mit der unerträglichsten Frechheit, und mit dem beleidigendesten Stolz das Recht anmaßen kann, der einen Parthei den Prozeß abzusprechen, und der andern beyzufallen, als habe sie Wahrheit behauptet. (*) So steht es, sagten Sie, mit der Philosophie.

(*) Skepsis Zweifelsucht steht dem Dogmatismus entgegen. Man hält gewöhnlich den Pyrrho, einen Oberpriester zu Elea, für den ersten Stifter der suchenden, oder der zweifelnden Philosophie. Allein die älteren Eleatischen Philosophen hatten schon lang vorher die Zweifelsucht begünstiget, und zum Skepticismus vorbereitet. Die größten Unwahrheiten hatten sie schon mit den scheinbarsten Gründen vertheidiget, und die offenbaresten Wahrheiten mit Scheingründen umgeworfen. Von den Zeiten des Pyrrho an machten sie eine eigne Parthey unter den Philosophen aus, so wie ohngefähr heutzutage die Skeptiker in England neben den Englischen Dogmatikern. Sie selbst läugneten es, daß sie eine Sekte ausmachten; weil sie keine festgesezte Sammlung von Grundsätzen kannten, die sie gemeinschaftlich vertheidiget hatten. Skepsis war blos eine gemeinschaftliche Methode, die Sätze zu untersuchen, ohne irgend einen zu behaupten, oder zu läugnen. Skepsis, sagt Sextus, der größte und gelehrteste Skeptiker, ist die Kunst, alle Kenntnisse, die wir durch die Vernunft und durch

die

losophie. Es hat schon Jahrtausende hindurch Philo-sophen gegeben, und wenn man die Erklärung von

die äusseren Sinne erhalten, sich entgegen zu setzen, und dann aus dem gefundenen Gleichgewicht, zur gänzlichen Enthaltung vom Beyfall, zu gelangen. Es giebt nemlich keinen einzigen wahrscheinlichen Satz, dem nicht ein anderer eben so wahrscheinlicher entgegengesezt ist. Man kann daher weder etwas behaupten, noch etwas läugnen. Wir behaupten nicht, daß Wahrheit erfunden sey; wir läugnen es auch nicht. Wir schweben nur wegen des Gleichgewichts der Gründe zwischen Beyfall und Nichtbeyfall, zwischen Ja und Nein. — Die Kunst der alten Skeptiker zu zweifeln, begreift auf der einen Seite zehn Bewegungsgründe, warum sie zweifeln, und den Beyfall und Nichtbeyfall zurückhalten. Diese nannten sie λογους oder τροπους; (vergl. Sextus B. X.) Zu diesen zehn skeptischen Bewegungsgründen sezten die neueren Zweifler, besonders ein gewisser Agrikola, noch fünf andere hinzu. (vergl. Sextus B. I. 15.) Von den Skeptikern hat man sich fast in allen Zeitaltern verkehrte Begriffe gemacht. Man hat ihnen die unsinnige Behauptung zugeschrieben, daß es keine angenehme und unangenehme Empfindungen gebe; daß sie nie Vergnügen oder Schmerz empfinden. Das hat nie ein Skeptiker geläugnet

dem, was sie Philosophie nennen, zusammenhält: so muß man ihr Daseyn in Zweifel ziehen. Man frage

oder behauptet. Der Skeptiker empfindet Vergnügen und Schmerz, wie der Dogmatiker. Er zweifelt nur, ob die Gegenstände auch ausser ihm so beschaffen sind, wie sie ihm nach seiner Empfindung vorkommen; ob die Gegenstände, von denen er angenehme oder unangenehme Eindrücke erhält, auch ausser ihm angenehm oder unangenehm sind; ob sie folglich auch an sich diejenigen sinnlichen Eigenschaften besitzen, die sie nach unsern sinnlichen Werkzeugen zu haben scheinen. Der Skeptiker folgt aber demohngeachtet den sinnlichen Eindrücken, so wie die Gegenstände auf ihn wirken. Er flieht die Gegenstände, die ihm Schmerz verursachen, eben so sehr, als er die andern mit Eifer sucht, die ihn vergnügen. — Die Skeptiker waren in Griechenland immer die größten Genies, und siegten allemal über die entscheidenden griechischen Philosophen, die, wie noch heutzutage, gewöhnlich mehr behaupteten, als sie beweisen konnten. Diese Blössen und Schwächen der Dogmatiker faßten sie an. Sie selbst gaben jenen keine Blößen, weil sie nichts behaupteten und nichts läugneten, sondern bloß angriffen. Sie giengen übrigens im Zweifeln häufig zu weit; so wie die entschlossenen Dogmatiker im hartnäckigen Behaupten häufig zu weit giengen.

frage die heutigen Lehrer der Weltweisheit, die gewöhnlich dazu berufen zu seyn glauben, um von ihrem hölzernen Thron über die Vernunft junger Genies zu tyrannisiren. Man suche in den scholastischen Ueberbleibseln der geistverdumpfenden Dunse nach dem Begrif der Philosophie nach. Man setze sich in die Hörsäle zu den Füßen, oder man mische sich in die Spaziergänge jener alten Weisen Griechenlandes in der Absicht ein, um von ihnen einen bestimmten Begrif von der Philosophie zu hören. Die Behauptungen darüber in ihren Werken, die ihnen in ihrem Leben ehrwürdige Hochachtung, und bey der Nachwelt rühmliche Unsterblichkeit zuwegegebracht, sind sich eben so entgegengesezt, als es die Aussagen unsrer heutigen Kompendienphilosophen sind, die gewöhnlich schon bey ihren Lebzeiten ihren Ruhm überleben, und bey der Nachwelt gewisse Vergessenheit zum unausbleiblichen Lohn haben."

Sie haben Recht, Madame! Die Philosophen sind bis auf den heutigen Tag nicht einig, was Philosophie seyn soll. — Aber man philosophirt doch, wie Sie wissen, seit Jahrtausenden, und die wohlthätigen Einflüsse dieser Geistesarbeiten haben sich in

den Geschichtsbüchern aller philosophirenden Staaten merkwürdig gemacht. Denken Sie nur an die jämmerlichen Jahrhunderte, in welchen unser Europa mit Finsterniß, wie mit Pfaffen, bedeckt war; an den schimpflichen Zeitpunkt, in welchem der unphilosophische Pfaffenpöbel das Selbstdenken ins schwarze Register der Verbrechen der beleidigten Majestät der Menschheit einschrieb; die Philosophie zur Sklaverey verdammt, in Ketten und Banden geworfen; die Philosophen, die edler und richtiger von Gott dachten, als die durch Aberglauben und Unwissenheit entnervten Seelen ihrer geistlichen Henker, auf den Scheiterhaufen gebracht wurden; weil sie für der gesunden Vernunft eher ihre Knie beugten, als für einer Statue, die Menschenhände gemacht hatten; oder, weil sie die ehrwürdigen griechischen Weltweisen, und ihre belehrende Schriften inbrünstiger liebten, als die monströsen Gehirngeburten intolleranter Kirchenlehrer.

Doch, warum schwebt mir gerade die traurige Periode der europäischen Menschheit, in den finstern Jahrhunderten des mittlern Zeitalters, so lebhaft vor? Ist nicht der heutige ganze Zustand der spanischen Nation, aus eben den Gründen, wie der Zustand

stand ihres Landes, schlecht und bedaurungswürdig? Ist nicht Spanien das Land, wo die Geister noch immer vom Aberglauben unterdrückt; die Thätigkeit der Genies von den Schrecken der teuflischen Inquisition eingeschränkt; das Selbstdenken mit tausend barbarischen Flüchen belegt, und die ehrenvolle Uebung der Nationalfähigkeiten, von der tyrannischen Klerisey, durch Sklavenfesseln verhindert wird?

Halten Sie die unaussprechlichen wichtigen Wirkungen dagegen, die die Philosophie in der philosophirenden Welt hervorgebracht hat. Griechenland, und das alte Rom, wie glücklich durch die Philosophie? **Montesquieu** hat es bewiesen, daß Rom seine besten Gesetzgeber, seine tapfersten Helden, die sympathetischten Patrioten, die fürtreflichsten Staatsmänner, und die rechtschaffensten Weltbürger der stoischen Philosophie zu verdanken habe; und daß das menschliche Geschlecht alle philosophische Schulen segnen müsse, weil in ihnen die besten Menschen gezogen worden sind. — Die Bemerkung, in der Philosophie der Geschichte, scheint dabey allerdings richtig zu seyn, daß die wohlthätigen Einflüsse der Philosophie auf die philosophirende Staaten, im Alterthum durchgängig unendlich

bemerk-

bemerkbarer und wichtiger waren, als sie es heut-zutage sind; wo man die Philosophie in ihrem ganzen Umfang nur als Handwerk für sich treibt; da der philosophische Geist ehedem von Geschäften ausgieng, und zu Geschäften eilte, und die Absicht hatte, volle, gesunde, wirkende Seelen zu schaffen. — Philosophie giebt es also, und es hat Philosophie gegeben, so gewiß es Menschen giebt und gegeben hat, die sich Philosophen nennen.

Freylich ist in Absicht auf die Bedeutung des Namens Philosoph in den neuern Zeiten ein gewisser Unterschied eingetreten, da sich im Alterthum die Sache anders verhielt. Man vermuthet, daß eben hievon ein Theil der Schwierigkeit bey der Bildung eines bestimmten Begrifs von der Philosophie, oder von der würdigen Klasse von Menschen, die den Namen der Weltweisen mit Recht verdienen, mit herrühre. Pythagoras nannte sich zum erstenmal einen Philosophen, einen Liebhaber der Weisheit, weil er eine gewisse Art von Kenntnissen besaß. Cicero und Laerz geben in der Geschichte des Aufkommens dieser Benennung zugleich die ursprüngliche Bedeutung derselben an. Beyde Schriftsteller gehen zwar in der Erzehlung einiger Neben-

umstände

umstände von einander ab, wodurch aber die Hauptsache nicht verändert wird. Weil ich den erstern eben vor mir habe: so will ich ihn erzehlen lassen. Vor den Zeiten des Pythagoras, sagt Cicero, hießen die Besitzer der Weisheit, das heißt, der Wissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge, Weise. In der Folge legte man diesen Titel allen denen bey, die die Betrachtung und Erforschung der Dinge in der Welt zu ihrer Beschäftigung wählten. Pythagoras war der erste, der diesen Titel bey folgender Gelegenheit abänderte. Er unterredete sich mit dem Fürsten der Phtiesier, Leon, über mancherley Gegenstände der Gelehrsamkeit. Leon bewunderte seine Einsichten und Beredsamkeit, die ihn zur Frage veranlaßten, mit welcher Kunst sich denn Pythagoras eigentlich am meisten abzugeben pflege? Ich verstehe keine Kunst, antwortete Pythagoras; Ich bin ein Philosoph. Und was sind denn die Philosophen für Leute, und wodurch unterscheiden sie sich von andern Menschen? erwiederte der durch die Neuheit des Namens in Verwunderung gesezte Fürst. Die olympischen Spiele, gab Pythagoras zur Antwort, und das menschliche Leben scheinen mir sehr viel Aehnlichkeit zu haben. Bey jenen finden sich die Menschen aus sehr verschiedenen

schiedenen Absichten ein. Einige suchen durch Ringen die Ehrenkrone zu erlangen. Andre treibt der Eigennutz hin. Sie wollen kaufen und verkaufen. Noch andre, und dieses sind die edelsten Menschen, sind bloße Zuschauer. Sie suchen weder Ehre noch Gewinnst. Sie wollen blos aufmerksam beobachten, was bey diesem reichhaltigen Zusammenfluß von Menschen vorgeht. Gerade so verhält es sich mit dem menschlichen Leben. Die Menschen sind aus einem andern Leben in das gegenwärtige gleichsam zu einem großen Markt zusammengekommen, wo einige Ehre, andre Geld suchen. Nur sehr wenige setzen über dem Studium der Natur der Dinge alles übrige hinten an, da diese Wissenschaft an Würde und Wichtigkeit alles übrige übertrift. Diese Menschen heissen Freunde und Liebhaber der Weisheit, Philosophen.

Pythagoras und seine Schüler nannten also das, was sie studirten und lehrten, die Philosophie. Sonderbar genug: Der Philosoph kann ja auch Klavier spielen, predigen, richten u. s. w. Nennt man denn dasjenige, was der Theolog versteht, Theologie? Giebt ihm nicht eine bestimmte Art von Kenntnissen, Mantel, Kragen und Namen? Ge-

rade

rade so erhält der Philosoph heutzutage von der Philosophie den Namen. Man sezt also die Philosophie voraus, so wie man die Theologie voraussezt, wenn man von Theologen redet. — Liegt in dieser Bemerkung nicht einiger Grund vom Schwanken dieses Begrifs?

Doch, ich merke, mein Brief wird zu gedehnt. Nächstens knüpf' ich den Faden hier wieder an.

Dritter Brief.

An Ebendieselbe.

Fortsetzung dieser Betrachtungen.

Die Wirkungen der Philosophie sind in der Verbesserung der Welt so sichtbar: Sie selbst sollte eine Chimäre, ein Unding seyn? Der Ungrund dieses Gedankens ist leicht aufgedeckt; die positive Bestimmung des Eigenthümlichen der Philosophie ist schwerer. Wären die einzelnen Reiche in der Welt der Gelehrsamkeit eben so genau in ihre eigenthümliche Gränzen eingeschränkt, wie es die Provinzen

vinzen des Globus Terraqueus sind: so würde sich eine eben so genaue Charte der Gelehrsamkeit zeichnen lassen, wie man Landcharten von unsrer sublunarischen Welt zeichnet. Man würde durch einen wiederholten Blick auf diese Gränzbeziehungen der Wissenschaften von einer jeden Provinz und ihren Gränzen einen eben so deutlichen und bestimmten Begrif erhalten, wie man sich von den Gränzen und der Gestalt Italiens oder Indiens eindrückt, wenn man diese Reiche auf einer guten Landcharte studiret.

Allein die verschiedenen Wissenschaften sind nicht so sehr Theile eines Ganzen, als sie Klassen sind, unter welche die Operationen der Seele und die verschiedenen Gegenstände gebracht werden können, die auf uns wirken, und die die Gegenstände unsrer Erkenntniß sind. Eigentlich ist blos die Aehnlichkeit dieser Gegenstände, oder auch der Kenntnisse selbst, die wir von ihnen haben, der einzige Grund, warum man die ganze Gelehrsamkeit in mehrere Wissenschaften abtheilt. Diese Abtheilungen sind mehr willkührlich, als nothwendig; und man hat sie hauptsächlich deswegen beliebt, um die menschliche Erkenntniß methodischer zu machen, und um die

Gelehrsam-

Gelehrsamkeit, wenigstens in ihren Theilen, menschlichen Kräften mehr anzupassen. Lägen nemlich alle die ungleichartigen Begriffe der Philosophie, Theologie, Jurisprudenz und Medizin noch immer über einen Haufen aufgeschüttet: wo würde man einen Sterblichen finden, den man mit Recht einen Gelehrten nennen könnte? Noch hat es keinen Universalgelehrten gegeben, der in allen Fächern der Gelehrsamkeit gleich gros gewesen, der in allen Fächern die Männer erreicht hätte, die in den einzelnen Fächern die größten waren; wiewol es Universalgenies gegeben hat, die in allen Theilen der Gelehrsamkeit gleich gros, und so gros, als die größten Partikulargenies in ihren Wissenschaften, werden konnten. Sie wurden es aber nicht, weil ein menschliches Leben, eben sowol zur Ausbildung aller in den Menschen gelegten Fähigkeiten, als zur Erlernung aller menschlichen Kenntnisse, viel zu kurz ist.

Eben deswegen mußte ein wolthätiger Genius dieses Chaos von Begriffen und Kenntnissen scheiden und umschaffen, um ihre Fassung menschlichen Köpfen, oder, welches einerley ist, um menschliche Gelehrten, möglich zu machen. Diese Theilung der gelehrten Kenntnisse ist nicht durchgängig nach denselbigen

selbigen Theilungsgründen veranstaltet worden. — Bald hat man auf die Wege gesehen, auf welchen uns gewisse Kenntnisse zugeführt werden. Diese Kenntnisse hat man alsdenn in eine Wissenschaft versammlet, und zu einer Wissenschaft gemacht. — Bald sonderte man diejenigen Kenntnisse aus, die eine gewisse menschliche Seelenkraft am meisten beschäftigen, oder gewisse Fibern des Gehirns am meisten bewegen. Das gab wieder eine eigne Klasse von Wissenschaften, — Bald hat man, nach den Hülfsmitteln zur Erlernung gewisser Kenntnisse, die Kenntnisse, zu deren Erlernung ähnliche Hülfsmittel nöthig sind, in ein System vereinigt. — Bald hielte man sich an die Arten von Gegenständen, die man nach den größern Aehnlichkeiten herbeyholte, und aus denen man einen einzigen wissenschaftlichen Körper bildete. Was Wunder, daß die einzelnen Glieder dieser Körper einander häufig ähnlich sind?

Hiezu kommt noch; die unter gewisse Klassen gebrachten allgemeinen Begriffe, die wir Wissenschaften nennen, und besonders die Begriffe von den einzelnen Wissenschaften selbst, sind ihrer Natur nach beständig wandelbar, unvollständig und unbestimmt. Fast keiner von den philosophischen allgemeinen

meinen Begriffen hat den großen Vorzug der Vollständigkeit; wenigstens wird es uns äusserst schwer, ihre Allgemeinheit zu beweisen; zu beweisen, daß man alle gemeinschaftliche Merkmale einer gewissen Art oder Gattung von Gegenständen in den Begrif zusammengefaßt, und keinen merkwürdigen Charakter aus dem Begrif weggelassen habe, der allen diesen ähnlichen Dingen, die eine Gattung oder Art ausmachen, zukömmt. Denn wir sind nur äusserst selten im Stand, alle Individuen zu untersuchen, deren gemeinschaftliche Aehnlichkeiten einen allgemeinen Begrif ausmachen. So lang wir also z. B. nicht alle Menschen, unter allen möglichen Zonen haben kennen gelernt: so lang wird der wahre allgemeine Begrif vom Menschen immer unvollständig seyn. Ja, es kann leicht kommen, daß einige Charaktere, die wir jezt in den allgemeinen Begrif vom Menschen aufgenommen haben, aus demselben herausfallen, wenn wir erst alle Menschengestalten auf allen Erdstrichen kennen werden. Unser jetziger allgemeine Begrif vom Menschen kann daher mit dem Wachsthum der Naturgeschichte zum Theil verengert, zum Theil erweitert werden.

Aus dergleichen unbestimmlichen Begriffen sind die Wissenschaften zusammengesetzt. Wie können

die Begriffe von den einzelnen Wissenschaften selbst durchaus bestimmt seyn? Diese sind noch aus einem andern Grund in einem beständigen Fluß; und sie werden auch, allem Ansehn nach, so lang sie menschliche Begriffe von menschlichen Wissenschaften sind, ihre bewegliche, ambulatorische Eigenschaften behalten. Je weiter wir nemlich in allen Arten gelehrter Kenntnisse fortrücken; desto mehrere wissenschaftliche Gegenstände und folglich auch wissenschaftliche Begriffe, werden entdeckt und erfunden. Diese neue Begriffe müssen in die Wissenschaften aufgenommen werden. Ein jeder Begrif von irgend einer Wissenschaft muß daher, bey dieser Aufnahme, bey dieser Erweiterung des ihr zugehörigen Gebiets, gewissermaßen erweitert, geändert und anders bestimmt werden. Und so glaub' ich im Ernst, daß der Wolfische Begrif von der Philosophie, wenn ihn auch dieser um die deutsche Philosophie verdiente Mann, für sein Zeitalter, oder für sein System richtig gebildet hätte, in unserm Zeitalter und bey den großen Fortschritten der heutigen Philosophie, fehlerhaft seyn müßte.

Ich kann diese Bemerkung mit Belegen aus der Geschichte der philosophischen Systeme rechtfertigen.

Je

Je weiter die Gränzen der Philosophie, mit ihrem allmäligen Fortgang, auseinander gerückt wurden: desto mehr erweiterte sich der Begrif von dieser Wissenschaft. Nach dem die mehreren griechischen philosophischen Schulen einen Theil der Philosophie für einen Hauptheil hielten, und einen andern Zweig nur stiefmütterlich pflegten; nach dem war die Erklärung dieser Schulen über das Wesen der Weltweisheit eingeschränkter oder weitläuftiger. Die Pythagoräer, — die an ein Herabsteigen der Seele aus einem bessern Leben in die Hülle dieses Körpers glaubten, und daher, wie Plato, das Seelerheben über den Körper für die edelste und würdigste Beschäftigung hielten, — erklärten die Philosophie durch die Betrachtung des Todes, durch ein Absondern der Seele von ihrem Körper, oder auch durch ein Bestreben, Gott ähnlich zu werden. Völlig dem schwermüthigen, theoretischen System der Pythagoräer angemessen, das von ihren praktischen Grundsätzen durchaus verschieden war. — **Epikur** sah' hingegen vorzüglich auf den praktischen Theil der Philosophie, wie er sie zur Wissenschaft eines glücklichen und vergnügten Lebens machte. Nichts konnte der damaligen Denkungsart des glänzenden, Vergnügen athmenden Athens; nichts den stillen

Gärten, der Schule der unverwerflichen und reinen epikurischen Glückseligkeit und Tugend angemessener seyn, als diese Erklärung. Wenn doch das für Wollust zerfließende Athen in diesen Gärten des untadelhaften Vergnügens, zu den Füßen des ehrwürdigen **Epikurs**, Philosophie studirt, das heißt, die grose Wissenschaft des Vergnügens erlernt hätte: schwerlich würde Griechenland, und die Aristippischen unwürdigen Nachfolger **Epikurs**, von der wollüstigen Weichlichkeit der schwelgerischen Ueppigkeit, und der unnatürlichen Wollust angesteckt worden seyn, in welche der wünschenswerthe, alte Epikuräismus ausartete. —

Auf gleiche Weise haben **Plato**, **Aristoteles**, und die übrigen griechischen Sektenstifter, die Definition der Philosophie nach ihren Lehrgebäuden geformt. Lauter Beweise, daß dieser Begrif nicht nur überaus schwankend, sondern auch an sich unbestimmlich zu seyn scheint. — Ich will nicht einmal der Begriffe solcher Weltweisen gedenken, die die Herrschaft der Philosophie über das ganze Reich der Gelehrsamkeit ausdehnen, die der Philosophie eben da ihre Gränzen hinzeichnen, wodurch alle menschlichen Kenntnisse beschränkt sind, kurz, die

die Philosophie zu Pansophie machen. Schon Plato nennt sie die Wissenschaft dererjenigen Dinge, die mit der Vernunft erkannt werden. Die mehresten Weltweisen folgen ihm, ohne zu bedenken, daß alle Arten von Gelehrten, von Künstlern und Handwerkern mit Begriffen und Sätzen zu thun haben, die entweder ganz oder zum Theil durch den Gebrauch der Vernunft erlangt werden; ohne zu bedenken, daß die besten, brauchbarsten Kenntnisse des Welt weisen Erfahrungs- und Beobachtungsbegriffe sind, die eigentlich seine ganze Wissenschaft gründen müssen, wenn er nicht Chimären bearbeiten will.

Scheinen Ihnen, Madame! diese Anmerkungen nicht lauter unüberwindliche Schwierigkeiten zu seyn, die die Bildung eines bestimmten Begrifs von der Philosophie unmöglich machen? Geben Sie doch nicht alle Hofnung auf. Die angezeigten Bedenklichkeiten lassen sich heben, so bald einige andre Schwierigkeiten gehoben sind. — Dann will ich Ihnen meinen Versuch zur Beurtheilung vorlegen.

Vierter Brief.

An Ebendieselbe.

Vorbereitung zur Bestimmung des Begrifs von der Philosophie. — Sind die mathematischen und die physischen Wissenschaften Theile der Philosophie?

Nur noch ein paar Schritte weiter, Madame! so sind wir an den Gränzen des eigentlichen Gebiets der Philosophie, und in der stillen Gesellschaft der verdienten Weltweisen, die in diesem Gebiet arbeiten. Kaum kann ich an diese Gesellschaft denken, ohne zur Schilderung des unaussprechlichen Vergnügens versucht zu werden, welches ich hier genossen habe. Aber ich schildere es Ihnen nicht. Es strömte schon oft eben so reichlich auf sie selbst zu, und wirklicher Genuß ist ausdrucksvoller, und bedeutender, als alle Schildereyen der Mahler und Dichter.

Hier zu den beyden Seiten des Kreutzweges, den unser Fuß eben betritt, liegen die Reiche der Mathematik und der Physik, und dort in jener unfehlbaren Ferne vereinigen sie sich. Mathematik und

Physik

Physik beherrschen diese große Strecke gemeinschaftlich, bis sich endlich die Physik der Mathematik gänzlich unterwirft. Fest an diese Ebene schließt sich das Gebiet der Philosophie an. Man hat oft gefragt: ob die physischen und die mathematischen nicht auch philosophische Provinzen seyen? Man hat es häufig geglaubt, und nach diesem Glauben die Philosophie definirt. So wurde die Weltweisheit bisweilen die Wissenschaft aller möglichen Dinge, wie und warum sie möglich sind. Sie wurde zur Wissenschaft des Allwissenden gemacht, und Menschenkinder sollten sie doch studiren, und Menschenköpfe beredeten sich, diese Wissenschaft zu besitzen; weil sie nicht blos die Anfangsgründe in deutschen und lateinischen Kompendien vortragen, sondern auch ihren ganzen Gehalt in ausführlichen Systemen lehren konnten.

An diesen Systemen wollen sich nun die Menschen, ich weiß nicht, ob ihrer Fülle oder Leere willen, die Köpfe nicht länger schärfen. Würmer schärfen ihre Zähne daran; und da Menschen diese kalten Gerüchte nicht verdauen können: so fangen sie an, Speisen der Motten zu werden. Ich werde mich wenigstens, so lange noch Dinge da sind, die auf

meine Glückseeligkeit einen vortheilhaften, oder nachtheiligen Einfluß haben, die mir Schmerz oder Vergnügen bringen können, deren Kenntniß folglich auch das wichtigste Interesse für mich hat, um die Wissenschaft möglicher Dinge, — die mich nicht eher angehen, als ihr Wirklichwerden in unserer Welt der Wirklichkeit wahrscheinlich wird, — wenig bekümmern. — **Warum** Dinge möglich sind, davon kenne ich keinen andern Grund, als weil sie mir gedenkbar sind. Allein Gedenkbarkeit und Nichtgedenkbarkeit ist kein fixer Punkt, sondern ein blos relativer Ausdruck. Einsichtsvolle Menschen, oder höhere Wesen werden da vielleicht Widersprüche wahrnehmen, wo ich dergleichen Schwierigkeiten zu entdecken zu kurzsichtig bin. So scheint auch dem unaufgeklärten, unwissenden Weltbürger manches möglich, was dem Kunstverständigen gar nicht gedenkbar ist. — **Wie** endlich Dinge möglich sind, davon weiß ich gar nichts. Daher ist auch die Philosophie gar nicht meine Muse, die ihren Thron in einer unendlichen Entfernung von uns Menschenkindern, im Reich der Möglichkeit, aufschlägt. Von dieser Afterphilosophie, sagt **Lavater**, sie war Feindin der Natur. Sie sah alles, was nicht war; und nur das nicht, was war. Sie war viel zu stolz „ den gemeinen Menschenverstand auf das anzuwenden, was in die Sinnen fiel,

fiel, und bauete lieber Systeme, mit denen weder die Sinnen, noch die Erfahrung zu thun hatte. Sie entführte dem Menschen seine natürlichen Empfindungen und Wahrnehmungen so weit, daß er kaum zu sehen glaubte, was er sah, und zu empfinden, was er empfand.

Man braucht, wenn man sich um den Begrif der Philosophie bekümmert, gar nicht auf die mathematischen Wissenschaften und auf die Physik Rücksicht zu nehmen. Es ist vor alle diese Wissenschaften vortheilhafter, wenn sie, als unabhängige, für sich bestehende Reiche, nach eignen Gesetzen regieret werden. Hier müßt' ich Ihnen nothwendig den wesentlichen Unterschied unter mathematischen und philosophischen Erklärungen, Beweisen und Methode vorlegen. Allein noch kann die Zergliederung dieser Materie nicht vorgenommen werden. Glauben Sie unterdessen so lang auf mein Wort, daß es eine wesentliche Verschiedenheit unter der Mathematik und unter der Philosophie giebt; Oder, wenn Sie etwa zu lange auf diese Auseinandersetzung harren müßten: so könnten Sie die beyden deutschen Aufsätze zu Rath ziehen, die die königl. preusische Akademie der Wissenschaften 1763 unter ihre Preisschriften aufgenommen hat.

Sie

Sie werden sich bald überzeugen, daß die philosophischen Wissenschaften ihrem ganzen Innhalt und Wesen nach von den mathematischen verschieden sind, und daß sie eben deswegen unmöglich als Theile eines Ganzen angesehen werden können. Denn, wenn wir gleich in den Werken der alten und der neuern Weltweisen keine bestimmte Erklärungen über die Philosophie finden: so läßt sich doch unter den Gegenständen, die sie behandelt haben, eine gewisse Gleichartigkeit und Verwandschaft wahrnehmen. Selbst die unvollkommenen Versuche dieser Männer zur Erklärung der Philosophie lehren, daß sie eine Sammlung gewisser ähnlicher Kenntnisse für die Philosophie bestimmten. Im Grund hat es zwar der Mathematiker auch mit einem philosophischen Begrif zu thun. Allein er bildet diesen Begrif nicht erst; Der Philosoph hat ihn gebildet, und der Mathematiker holet ihn fertig aus der Philosophie herüber. Und so philosophisch fehlerhaft auch der gewöhnliche Begrif von der Größe ist: so wissen ihn die Mathematiker doch zu gebrauchen. Der Begrif ist philosophisch falsch und fehlerhaft; weil er sich in einem ewigen logischen Zirkel herumwirbelt. Mathematisch hingegen ist er wahr; weil er möglich ist, und keinen Widerspruch in sich faßt.

Der

Der Mathematiker kann nun nicht blos diesen, sondern auch einen jeden andern Begrif, der diese Eigenschaft, und einige Beziehung auf den Hauptbegrif von der Größe hat, sogleich gebrauchen, und mit demselben fortarbeiten.

Nicht so der Philosoph, der sich, um die Wahrheit eines Begrifs darzuthun, nach ganz andern Beweisen umsehen muß. Der Philosoph muß seine Erklärungen realisiren, d. h. er muß zeigen können, daß die Ingredienzien zu seinem allgemeinen Begrif, oder zu seiner Definition wirklich gemeinschaftliche Eigenschaften von Dingen sind, die wir vermittelst unsrer Sinnen haben kennen gelernt. Wenn der Philosoph diese Realität seines Begrifs nicht beweisen könnte, und doch aus ihm fortschliessen wollte: so würde er Mathematiker genannt werden müssen, wenn nur diese Begriffe, die er nicht realisiren kann, auf das Hauptobjekt der Mathematik, auf die Gröse, allemal nahe Beziehung hätten. Die Philosophen, die auf diesen wichtigen Umstand wenig achteten, und sich von der mathematikartigen Behandlung der philosophischen Wahrheiten beträchtliche Vortheile versprachen, und mathematikartig aus der Voraussetzung willkührlicher, unrealisirter Erklärungen philosophirten,

losophirten, haben häufig über Undinge philosophirt; d. h. phantasirt. Vielleicht würde Spinoza seinen Spinozismus als ein ungereimtes Lehrgebäude aufgegeben haben, wenn er sich überzeugt hätte, daß sein Gebäude bey allem demonstrativischen Ansehn der mathematischen Lehrart auf sehr schwachen Grundlagen ruhe. Diese Schwächen mußten ihm sogleich in die Augen fallen, wenn er sich um die Realität der wenigen Erklärungen bekümmert hätte, die er voranschickt, aus denen er folgert, und mit denen sein ganzes räsonnirtes, demonstrativisches System steht, und fällt. — Die neueren Kindereyen und Spielwerke, mit welchen vorzüglich die Metaphysik durch die mathematische Methode überschwemmt worden ist, sind bekannt, und auch noch in unsern Tagen bisweilen gangbar, wenn sie gleich aus der Mode gekommen sind. Ausser der Seichtigkeit ist noch die ermüdende Weitschweifigkeit, wodurch dergleichen nach der mathematischen Methode abgefaßte Schriften unerträglich werden, einer von ihren Hauptmängeln. Diese Philosophen demonstriren denn, wie die Meßkünstler, nur mit dem Unterschied, daß in der Philosophie, durch die Helle der Dinge Ekel erreget, wenn in der Mathematik der Geist geschärft wird.

Diese

Diese beyden Betrachtungen, — aus denen die wesentliche Verschiedenheit und Ungleichartigkeit der philosophischen und der mathematischen Wissenschaften, in Absicht auf ihren Inhalt, und die Methode; und die Schädlichkeit der Vermischung beyder erhellet, — geben den Satz, daß die Mathematik ein eigner für sich bestehender Körper, und kein Theil der Philosophie ist. In der That würd' es auch noch nie einen einzigen Philosophen in der Welt gegeben haben; wenn man von einem jeden Philosophen eine Kenntniß der Mathematik in allen ihren Theilen fordern wollte. Wenn man einige wenige grose Männer des Alterthums und der neuern Zeiten ausnimmt, die das Feld der Mathematik eben so eifrig bearbeiteten, wie sie mit Anstrengung in die Gegenstände der Philosophie eindrangen: so sind die übrigen Philosophen, so gros sie auch sind, durchgängig Unmathematiker. Man würde sie also nur Halbphilosophen nennen müssen, die nur einen Abschnitt der Philosophie erlernt, und im zweyten Theil derselbigen Wissenschaft ganz unwissend gewesen. Dieser Behauptung wird man um so viel weniger beypflichten; so bald man aus der Geschichte weiß, daß viele Weltweisen in der Philosophie Epoche gemacht, die die Mathematik nicht einmal zu ihrem Nebenstudium wählten.

Ein

Ein menschliches Leben scheint auch wirklich zu einer gründlichen Erlernung dieser beyden Wissenschaften, bey den erstaunlichen Erweiterungen, zu welchen sie schon in unsern Zeiten gelangt sind, zu kurz zu seyn. Es ist dem größten Geist schon völlig unmöglich, beyde Wissenschaften so zu bereichern, daß seine Erfindungen genannt werden könnten, wenn er selbst nicht mehr ist. Das größte Genie muß zufrieden seyn, wenn es in einer von diesen beyden Sammlungen ungleichartiger Wissenschaften gros werden kann. Ich habe selbst grose Männer gekannt, die sich in ihren früheren Jahren mit der Mathematik und zugleich auch mit der Philosophie beschäftigten. Je weiter sie in beyden fortrückten, desto deutlicher sahen sie ein, daß schon die Mathematik, oder die Philosophie einzeln für sich ihr ganzes Leben verschlingen könne, wenn sie eine von beyden Wissenschaften in ihrem ungeheuren Umfang studiren wollten; ohne welches man freylich weder ein groser Mathematiker noch ein groser Philosoph heissen kann.

Diese Gründe können zum Theil auch zu einem ähnlichen Beweis dienen, daß die Physik nicht zu den philosophischen Wissenschaften gezählt werden kann.

kann. Die Physik muß unaufhörlich mit der Mathematik verbunden werden, wenn sie auf festeu Pfeilern ruhen soll. Mathematik ist der Lebenssaft, der wenn er sich in den Kanälen der Physik herumbewegt, diesem Körper Festigkeit und Dauer giebt. Der unmathematische Physiker kann fast keinen einzigen sichern Schritt thun. Seine Versuche lehren keine Gründe, und seine Beobachtungen haben keine wichtige Folgen. Physik mit Mathematik versezt, ist die Nahrung des denkenden Mannes; ohne Mathematik ist sie Kinderspeise. Der Philosoph kann hingegen in allen Theilen der Philosophie der mathematischen Kenntnisse entbehren. Die Verbindung der Mathematik mit der Physik hat der leztern ausserordentliche Vortheile gebracht. Die Verbindung der Mathematik mit der Philosophie ist der leztern durchgängig nachtheilig gewesen.

Daher sind Physik und Mathematik ein Paar wissenschaftliche Körper, die gleichsam zusammen gewachsen, und ohne Schaden nicht von einander getrennt werden können. Jener kann ohne diesen gar nicht fortleben. Dieser aber wird erst durch jenen merkwürdig. Mathematik erhält durch die Physik Interesse, und wird eben dadurch, daß eine Körper-

welt ist, in welcher ihre Lehrsätze anwendbar sind, eine Wissenschaft, die durch ihren Nutzen, wie durch ihre innere Vortreflichkeit, der ganzen Anstrengung des menschlichen Geistes würdig ist. Man schließe also die mathematischen und die physischen Wissenschaften in dasselbe Gebiet ein, und lasse dieses fest an die philosophischen Provinzen angränzen.

Fünfter Brief.

An Ebendieselbe.

Theoretische und praktische Philosophie. — Begrif von der Philosophie überhaupt.

Sie werden unfehlbar fragen: In was für Theile zerfällt denn nun die Philosophie, nachdem Mathematik und Physik von ihr abgesondert worden? — Die Eintheilungen der Schule bleiben noch immer völlig, wie vorher. Die Philosophie hat ihren theoretischen und ihren praktischen Theil. Ihr praktischer Theil beschäftiget sich vornemlich und allernächst mit dem menschlichen Willen, und mit

Vorschriften zu einer vernünftigen Einrichtung freyer Handlungen. Die theoretische Philosophie behält nun nach den gewöhnlichen Systemen noch zwo Wissenschaften, die Logik und die Metaphysik übrig. Beyde haben zu ihrem Vortheil in den neuern Zeiten eine neue Gestalt erhalten. Mir scheint's indessen doch, sie seyen noch immer sehr unwirthbare Gegenden, so lang man sie nicht mit den fruchttragenden Gewächsen bepflanzt, die der **Verfasser der Revision der Philosophie** spezifiziret hat. In beyden Revieren finden sich noch immer zu viele Pflanzen, die entweder gar keine, oder nur solche Blumen und Früchte tragen, an denen sich müßige Grübler die Augen weiden können.

Noch immer machen z. B. Narren die Metaphysik unendlich wichtiger, als sie wirklich ist; und Narren laufen diesem Anstrich von Wichtigkeit nach, und wer ihnen nicht nachlaufen will, wird bisweilen mit handgreiflichen Mitteln auf diese Laufbahn gezogen. Noch immer ist die Metaphysik eine Sammlung von Spitzfindigkeiten, die für die Grundfeste aller Wissenschaften, und für die Urquellen aller menschlichen Kenntnisse verkauft werden. Noch immer ist sie im größten Theil von Europa das alte

 Zeughaus,

Zeughaus, aus welchem die seelenverderblichen Waffen herausgeholet werden, mit denen sich gelehrte Dummheit gegen die gesunde Philosophie rüstet. Noch immer werden durch sie, — besonders in den Klöstern, die die Finsterniß der Dunse und der Aquinase mehr lieben, als das Licht der neuern Engländer, Franzosen und Deutschen, — manche junge Genies, unter dem schmeichelnden Vorgeben, als wüßten sie was, da sie doch nichts wissen, wenn sie den Kopf mit noch so vielen metaphysischen Grillen füllen, ich weiß nicht, ob niedergepreßt, oder erhoben; doch ganz gewiß dumm gemacht.

O wie klug denkt sich noch mancher junge polnische Mönch, oder auch mancher Exjesuitenschüler; — wenn er die ketzerschen Nebenchristen, die den h. **Franziskus** z. B. für einen ganz guten ehrlichen Mann halten, doch aber seine Schwärmerey übertrieben nennen, wie er hingieng und den Wölfen und Hunden das Evangelium predigte; oder in Ansehung ähnlicher Fragen der scholastischen Dogmatik, z. B. ob man beten müsse: **Unser Vater**, oder **Vater Unser**? — mit gelehrten metaphysischen Distinktionen, mit materialiter, virtualiter, formaliter &c. in die Flucht schlagen, und mit Pauken

ken und Trompeten über den erfochtenen Sieg jauchzen. Ich hab oft in den Gesichtern horchender Eltern den höchsten Ausdruck der Geistesruhe und der Freude zu lesen Gelegenheit gehabt, die mit aufgehobnen Händen dem gütigen Himmel für die guten Gaben ihrer metaphysischen Söhne dankten; wenn diese sich, in dergleichen Stiergefechten des Verstandes, als Männer bewiesen. Ihr hättet euren hofnungsvollen scholastischen Kindern lieber allemal nach geendigtem Streit eine Ader müssen öfnen lassen; weil nichts mehr zu befürchten ist, als daß diese metaphysische Weisheit am Ende in Tollheit oder in gänzliche Stupidität ausarten werde. Fast scheint ein metaphysischer und ein wüster Kopf aus demselbigen Stoff gebauet zu seyn. Der Anatomiker könnte diese Muthmaßung zur Gewißheit erheben, wenn ein Regent einmal zur Strafe und schreckendem Beyspiele alle scholastischen Metaphysiker dem Messer des Zergliederers ausliefern ließe.

In der Metaphysik kommen einige allgemeine Begriffe vor, von denen ich nicht anders glauben kann, als daß sie, durch den Sturm einer im Paroxismus philosophirenden Seele, an diese Stelle verschlagen worden. Was ist dringender als das

Zurückführen dieser Verlornen zu ihrer Heerde? Darüber hat man sich fast allgemein vereinigt, daß die ganze Logik, in so fern sie den menschlichen Verstand betrift, ein Hauptstück der Seelenlehre sey, weil sie die mehreren Seelenkräfte des Menschen kennen muß, wenn sie für die Anleitung zu ihrem richtigen Gebrauch sorgen will. Die übrigen allgemeinen antologischen, kosmologischen und theologischen Begriffe müssen ebenfalls der Logik ausgeliefert werden, die die Entstehungsart der allgemeinen Begriffe lehrt, und die eben deswegen auch nothwendig dem Ursprung einzelner wichtiger allgemeiner Ideen nachspüren muß. Eines der vorzüglichen Geschäfte der Logik, die, wenn sie brauchbar seyn soll, Psychologie seyn muß! Die Anzahl der allgemeinen Begriffe der Metaphysik ist ohnehin noch nicht bestimmt worden, und kann auch nicht leicht festgesezt werden. Eine grose Menge, die blos unfruchtbare Nominalerklärungen sind, fällt ganz aus der Philosophie aus. Eine andre Klasse metaphysischer Begriffe greift mehr in die praktische Philosophie ein, als in die theoretische; z. B. die Religionsbegriffe, die Vorstellungen vom Uebel in der Welt, von der menschlichen Bestimmung, u. s. w. Alle einzelne Sätze, die man bisher aus diesen allgemeinen

gemeinen Begriffen gefolgert hat, können auch in der Logik, oder, wenn es praktische allgemeine Begriffe sind, in den praktischen Theilen der Philosophie eben so gut und eben so ausführlich vorgetragen werden, wie man sie bisher in der Metaphysik abzuhandeln pflegte. — Bey dieser Revue würde also fast die ganze Metaphysik ihren Abschied erhalten, in so fern sie nemlich entweder aus unfruchtbaren Spekulationen, oder aus erbeuteten Schätzen besteht, die sie restituiren muß, da man gewiß weiß, daß, und wem sie entwendet worden. — Sieh' nun, werdender Liebhaber der Philosophie! mit mir, allen Unruhen und Kriegen der metaphysischen Streiter ruhig zu, ohne dich darum zu bekümmern, auf welche Seite sich der Sieg neigen werde.

Auf solche Weise behält die ganze theoretische Philosophie nur einen einzigen Theil, die Wissenschaft des menschlichen Erkenntnißvermögens, in seinem ganzen Umfang, — übrig. Man pflegt ihn gewöhnlich die Logik zu nennen. Ich mögt' ihn aber lieber Dianoitik nennen; weil man unter jenem Titel weiter nichts, als ein Regelverzeichniß von Definitionen, Distinktionen, Sätzen und Schlüs-

sen zu suchen pflegt. Dieser ganze Wust von Regeln schrumpft aber, aus dem Gesichtspunkt des Brauchbaren betrachtet, auf sehr wenige Maximen zusammen, die mit Vortheil gebraucht werden können.

Ueber die Theile der praktischen Philosophie werd ich mich sogleich näher erklären Nur will ich erst den allgemeinen Begrif von der Philosophie überhaupt vorausschicken. — Ich getraue mir aber nicht eine ganz genau bestimmte Erklärung zu geben, da, nach den obigen Bemerkungen, Unbestimmtheit ihr eigenthümliches Loos zu seyn scheint. Ich werde mich freuen, wenn sich meine Erklärung der Wahrheit nur mehr nähert, als die bisherigen, und wenn sie noch überdem das Verdienst einer grössern Deutlichkeit haben sollte.

Die Philosophie ist, wie ich glaube, weiter nichts, als eine räsonnirende, oder, wenn man lieber will, eine pragmatische Geschichte von ein Paar entgegengesezten menschlichen Seelen, nebst allen merkwürdigeren Graden, die zwischen diesen beyden Extremen in der Mitte liegen; oder, welches einerley ist: Sie ist eine räsonnirende Geschichte der menschlichen Seele, in allen bekannten Zuständen, —

im Zustand der Klugheit und der Einfalt, des Scharfsinns und der Stumpfheit, der Meditation und des Traums, der Kultur und der Wildheit, der Tugend und des Lasters u. s. w., und aller mittleren Zustände, d. h. der verschiedenen Grade von Klugheit, Einfalt, Scharfsinn, Stumpfheit, Meditation, Traum, Kultur, Wildheit, Tugend, Laster, u. s. w. — betrachtet.

Der einzige Gegenstand der Philosophie, ist demnach das menschliche Denkwesen, in seinen verschiedenen Zuständen, die man aus der Erfahrung kennen lernt. Räsonniren muß diese Geschichte über die Fakta und Phänomene der menschlichen Seele, deren es unendlich viele giebt, weil die Gegenstände ihrer Meditation unzehlbar sind. Sie muß die verschiedenen Fakta verbinden, und allgemeine Begriffe und Sätze aus ihnen abziehen. Die verschiedenen Begriffe und Sätze betreffen zum Theil die Seele selbst, und ihre Kräfte; zum Theil aber gehn sie die Gegenstände an, mit denen sich die Seele beschäftiget, und die vortheilhafte, oder nachtheilige Einflüsse auf den Menschen haben. Ich beuge dadurch, — daß ich die Philosophie zu einer räsonnirenden Geschichte mache, — einem Hauptfeh-

ler vor, in welchen die Philosophen bisher verfallen sind, nemlich, der Bearbeitung von Chimären und von Undingen, die gewiß kein Mensch aus der Erfahrung kennen gelernt hat.

Die Wissenschaft von der menschlichen Seele, in so fern sie die Erkenntnißkräfte, und die Quelle unserer Erkenntniß, die Empfindungen angeht, giebt die theoretische Philosophie, oder die Dianoitik, die in den Kompendien, wegen ihres etwas ausgedehnten Umfangs in ein paar Wissenschaften zerstückelt werden kann. Die eine davon würd' ich mit einigen Neuern Psychologie, und die andere Aesthetik nennen. Man hat nemlich, durch eine fast allgemeine Konvention, die sehr weitläuftige Lehre von den Empfindungen in Rücksicht des Angenehmen, des Unangenehmen und des moralischen derselben in ein paar philosophische Wissenschaften vertheilt. Aus der Lehre von den angenehmen Empfindungen ist die Aesthetik erwachsen, und die Abhandlung von den moralischen Empfindungen ist der praktischen Philosophie anvertrauet worden, theils, weil sie daselbst unmittelbar benutzt wird, theils auch, weil sie mit der Theorie von den Neigungen und Leidenschaften genau zusammenhängt. Man könnte auch

mit der Schule sagen: das Gefühl des Wahren und das Selbstgefühl sey ein Gegenstand der Psychologie; das Gefühl des Schönen mache das Hauptobjekt der Aesthetik aus, und das moralische Gefühl gehöre zur praktischen Philosophie. Allein diese Eintheilung der innern Gefühle und Empfindungen ist zu grundlos, als daß man auf sie wissenschaftliche Eintheilungen bauen könnte.

Als Theile der praktischen Philosophie, der Wissenschaft, die es mit dem menschlichen Begehrungsvermögen zunächst zu thun hat, werden ausser der allgemeinen praktischen Philosophie, die natürliche Rechtswissenschaft, die Moral und die Politik angesehen. — Die allgemeine praktische Philosophie untersucht die Natur des menschlichen Willens, nebst dessen Gesetzen. In dem Gehalt, den man dieser Wissenschaft in den neuern Zeiten gegeben hat, ist sie die schönste und nützlichste Wissenschaft, die ich kenne; die Wissenschaft, worohne weder Gesetzgeber, noch Moralist, noch irgend ein Gesellschafter, irgend einen menschlichen Willen menschlich, d. h. untyrannisch regieren und lenken wird. Mit dem menschlichen Willen haben es Gott und Menschen, Könige, Ministers, Vögte, Geistliche, bessernde

Philo=

Philosophen, Dichter, Redner, kurz, alle Fakultäten zu thun; Wo ist ein Studium, welches allgemeiner strenge Applikation verdiente, als dieses: — Das Recht des Natur lehrt die vollkommene Verbindlichkeiten und Pflichten, die nach den strengen Forderungen der Gerechtigkeit vor und in der bürgerlichen Gesellschaft erzwungen werden können. — So wie das strenge Recht der Gegenstand des Naturrechts ist: eben so ist das Hauptobjekt der Moral, Rechtschaffenheit und Tugend, und die natürlichen Mittel zur tugendhaften Einrichtung des menschlichen Lebens. Die natürliche Rechtswissenschaft überzeuget den bürgerlichen sowol, als den aussergesellschaftlichen Naturmenschen, daß er nicht morden, nicht Ungerechtigkeiten verüben dürfe. Die Moral begnügt sich nicht mit Menschen, die zwar nichts Böses; aber auch nichts Gutes thun. Sie will uicht nur keine böse, sondern sie will auch gute Menschen bilden. Menschen aus ihrer Schule sollen nicht nur nicht ins Zuchthaus, sondern sie sollen in den Himmel kommen.

So ist der Unterschied unter dem Recht der Natur und der Sittenlehre durch Hauptmerkmale gegründet. Nicht so leicht ist der Grund zu finden,

warum

warum die Politik zu einer eignen philosophischen Wissenschaft gemacht worden. Politik, wenn sie so viel bedeutet, als Staatswissenschaft, ist, — so fern sie das wechselseitige Verhältniß des Bürgers gegen den Regenten, und des Regenten gegen den Bürger bestimmt, — ein Theil des Naturrechts, nemlich des allgemeinen Staatsrechts. Politik, die Kenntniß der Natur der bürgerlichen Gesellschaften, ihrer Gesetze und ihrer wahren Vortheile, den Bedürfnissen, Kräften und Neigungen der lebenden Menschenwelt angemessen, ist ein Theil des gesellschaftlichen Naturrechts. Der übrige Innhalt der Staatswissenschaft ist historisch. Denn er besteht in der Kenntniß des jedesmahligen Zustandes, und des gegenwärtigen Interesse der europäischen Mächte; ihrer wahren oder nur geglaubten Macht; ihrer ächten oder nur eingebildeten Hülfsquellen; ihrer geheimen oder nur vergeblichen Gesinnungen; ihren aufrichtigen, oder nur gelogenen Freundschaften; der Triebfedern ihrer Ränke und Verbindungen, der Charaktere der mächtigen dem Titel und der That nach u. s. w. — So wenig die Statistik als ein Theil der praktischen Philosophie angesehen werden kann: so wenig die Politik in dieser in dieser Bedeutung.

Man

Man thut wohl am besten, wenn man die politischen Wissenschaften, — Polizey, Cameral, Finanz, Handlungswissenschaft, Oekonomie, Statistik, eigentliche Politik, u. s. w. — entweder einen eignen für sich bestehenden Körper ausmachen läßt, oder wenn man sie mit den historischen in Verbindung setzen sollte. In allen diesen Wissenschaften durchkreuzen sich zu vielerley ungleichartige Kenntnisse, als daß sie irgend in ein besonderes Hauptfach hineingestellt werden könnten; wenn man sie nicht in ein eignes Repositorium bringt, dem man die allgemeine Aufschrift, politische Wissenschaften geben kann, wenn man gleich nicht leicht eine abgeründete Definition davon zu geben im Stand ist. Ohne Naturgeschichte, Chemie und Mathematik wird der Oekonome z. B. schlecht haushalten. Dem Statistiker sind alte historische, geographische, ökonomische, Handlungs, numismatische Kenntnisse, u. s. w. gleich unentbehrlich.

Heißt Politik so viel, als die Untersuchung der Klugheit, und die Wissenschaft von den Mitteln zur Klugheit: so macht sie ein Hauptstück der Moral aus. Denn die Tugend ist nichts weniger, als gebeugte Einfalt. Ohne Klugheit ist keine Tugend möglich.

möglich. Der tugendhafte Charakter, ist zugleich ein kluger Charakter, d. h. er weiß die Maximen der Sittenlehre, unter allen Umständen, anzuwenden. — Findet man es aber einmal gut, aus einem jeden moralischen Hauptbegrif eine eigne Wissenschaft der praktischen Philosophie zu machen: so kann es am Ende, mit gleichem Recht, eine Frömmigkeitslehre, oder eine Andachtswissenschaft geben, wie es jetzt eine allgemeine Klugheitslehre giebt.

Dies, Madame! sind meine Gedanken über die Philosophie, ihren Gegenstand, Innhalt, ihre Gränzen, und Theile. Zur Mittheilung der Grundstriche hatten Sie mich verpflichtet. Ich weiß es. Sie mahlen das Bild selbst ganz aus, wenn Sie die Hauptzüge darzu haben. In Briefen muß man sich nur gar zu kurz fassen. In Briefen an Sie konnt ichs um so viel eher thun, da Sie nur einige bedeutende Winke, ohne den offenbaren Aufschluß, nöthig haben. — Allein das Lesen solcher Briefe ermüdet; wenn alle Posttage ein Paar vollgepfropfte Bogen ankommen, die vielleicht nicht allemal gleich unterhaltend, bisweilen zu trocken seyn mögten; wenn sich auch der Schriftsteller Mühe giebt, den Gedanken die schönsten schimmerndsten

Feierkleider umzuwerfen. Nicht immer hat man den Putz in seiner Gewalt. Bisweilen beweiset man auch nicht Geschmack genug im Aufputzen.

Erlauben Sie mir daher, aus dieser gegründeten Besorgniß, die bey der Reizbarkeit des schönen Geschlechts, um so viel natürlicher ist, auf einige Zeit abzubrechen. Die Medikamente für den gesunden Geist, müssen in mehrere Doses vertheilt, und dürfen am allerwenigsten den Damens auf einmal eingegeben werden. Sie werden den Verfolg dieser Briefe, zu deren Ausfertigung Sie mich hauptsächlich angehalten haben, aus der Hand Ihrer Freundinn, der Madame von B** erhalten. Da können Sie sie, nach Ihrer Bequemlichkeit lesen, und wieder weglegen. — Ich bin rc.

Sechster Brief.

An Madame, von B**

Bemerkungen über die thierische Sensibilität.

Madame! Meine Aufsätze über das Allgemeine der Philosophie sind Ihnen schon durch eine dritte Hand zugestellt worden. Ich habe Ihren Beyfall,

fall, der mir weder Mine noch Ton nichtssagender Komplimente zu haben scheint, für die stärkste Aufmunterung zur Fortsetzung dieser Versuche angesehen. Wüßt' ich, daß sie gar kein Urtheil der Freundschaft, — die man freylich nicht immer unterdrükken kann, wenn man einmal von jemanden freundschaftlich zu urtheilen gewohnt ist, — unter die Ihrigen eingemischt: so könnt' ich mir auf den Beyfall des ganzen verständigen Theils Ihres Geschlechts Rechnung machen. Sie bitt ich inständigst um Erinnerungen einer freundschaftlichen Kritik. Geschmack und unterrichtsvoller müssen gewiß Ihre Urtheile seyn, als die Kritiken mehrerer Herren aus der Zunft gedungener Rezensenten. Das schöne Geschlecht pflegt von gewissen Materien mit vieler Richtigkeit zu urtheilen, wenn es nur das mindeste von der Materie gelesen hat, ohne sie mühsam durchstudiren zu müssen. Oft hab' ich dergleichen gesunde Räsonnements des unbenebelten, schlichten Menschenverstandes vom Frauenzimmer zu hören Gelegenheit gehabt. Sie gossen eben so viel Vergnügen in meine Seele, als ich tief niedergeschlagen werde, wenn ich gute Mannsköpfe Grillen fangen sehe.

Fast vergeß ich über diesen Lobsprüchen Ihres Geschlechts, die aus der vollen Seele hervorströmen, die ernsthaften Gegenstände, die mit diesem Zunder der Eitelkeit wenig Aehnlichkeit haben, und worüber Sie eigentlich meine Gedanken wissen wollen. Ich fange mit einigen Bemerkungen über die thierische Empfindlichkeit an.

Wenn man auf den eben gewordenen Menschen gleich, oder auch einige Tage nach seiner Geburt philosophische Beobachtungsblicke wirft: so nimmt man fast kein anders Vermögen an ihm wahr, als die Fähigkeit, Gegenstände zu empfinden. Das Kind legt noch nicht die geringste Spur von irgend einer innern Seelenbeschäftigung an den Tag. Es empfindet hingegen gleich, — wenn es die Augen zum erstenmal öfnet, und die Lichtstralen seine ungewohnten Sehenerven berühren, — Schmerz, den es durchs Weinen mittheilt. Wochen und Monathe fließen dahin, eh' es die zarten Denkorganen gebrauchen kann. Während dieser ganzen Zeit ist es ein blos empfindendes Wesen. Es nimmt die Eindrücke der äussern Gegenstände auf die sinnlichen Werkzeuge auf, ohne bey der Wiederkunft derselbigen Eindrücke darüber nachzudenken, daß ihm eben

diese Eindrücke ehedem Schmerz oder Vergnügen brachten. Das Kind genießt also diese Empfindungen ohne Vorempfindung oder Wiedergenuß des ehemaligen Schmerzens oder des Vergnügens, die ihm aus der vormaligen wirklichen Empfindung zuströmten. Es sieht die brennende Kerze, und das glänzende Schwerd, und freuet sich, und greift wieder in den Brand und nach dem funkelnden Eisen, ohne zu wissen, daß eben diese Gegenstände vor kurzer Zeit die Quelle der schmerzhaftesten Empfindungen waren, wie es sich die Finger an ihnen verbrannte, und mit ihnen zerschnitt. So undenkend ist der kindische Mensch; So blos empfindendes Thier.

Das erste und leichteste Geschäfte ist, — ausser einigen unwillkührlichen, körperlichen Bewegungen, die beym neugebohrnen Kind mehr den Zukkungen und Convulsionen ähnlich sind, — das Empfinden. Das Empfinden ist eben so nothwendig und mechanisch, als die unwillkührliche Bewegung unsrer Säfte, und unsrer Eingeweide. So lang die Werkzeuge der Empfindung noch nicht gelähmt, oder erstorben sind: so lang muß das Kind eben so durch Empfindungen gerührt werden, wie der Mann; wenn äussere Eindrücke diese Organen anschlagen.

Dieses einzige haben ausgebildete Individuen unsers Geschlechts vor den unmündigen Kindern voraus, daß sie sich gegen gewisse Eindrücke schützen können, die sie nicht empfinden wollen, und die sich ihnen doch durch Einwirkung aufdringen. Von Gegenständen, die sie nicht ansehn wollen, wenden sie die Augen weg. Gegen das Geheul, welches sie nicht hören mögen, verstopfen sie ihre Ohren, u. s. w. Das Kind lernt diese Mittel zur Schwächung oder zur Tilgung der Empfindungen nur erst, wenn es lernen kann. — Eben so können erwachsene Personen die äusseren Eindrücke durch allerley Hülfswerkzeuge verstärken, die das neue Menschenkind nicht gebrauchen kann; wenn man es auch den Gebrauch derselben lehren wollte. Denn die Menschenkinder sind in den ersten Monaten ihres Daseyns ungelehriger, als manches gleichaltes Thier.

Am ganzen menschlichen Körper giebt es nur eine einzige Art von Bestandtheilen der thierischen Maschine, die, bey Menschen und bey allen uns bekannten Thieren, die einzigen Instrumente der Empfindungen sind. Dieser Haupttheil an jedem Thier ist das Nervensystem, ein ungemein einfacher und ungekünstelter Mechanismus. Die Nerven sind

weisse, breyartige, markigte Fäden oder Schnüre, die die Natur in unzehligen feinen und gröberen Aesten über den ganzen Körper ausgespannt hat. Alle übrigen Theile unsers Körpers, Knochen, Muskeln, Membranen, Bänder, u. s. w. sind ganz unempfindlich, so bald die in sie verwebte Nerven ausgehoben werden. Da ist alsdenn keine Verwüstung dieser Theile so gros; keine schreckliche Foltermethode so gewaltthätig und unaushaltbar, daß sie nur die mindeste schmerzhafte Empfindung im ganzen gesunden Menschen verursachen könnte. Man könnte den ganzen Menschen auf die entsezlichste Art zerstücken, wenn einmal alle grosen, und die unzehlig vielen kleinen Nerven, die sich über den ganzen Körper verbreiten, abgesondert, abgebunden, und ausgeschnitten werden könnten. Ungelähmte Nerven empfinden hingegen auch die sanfteste Berührung. Werden diese Berührungen gar ein gewaltsamer Druck: so verursachen sie die heftigsten Schmerzen, oder gar den Tod.

Merkwürdig ist es, daß gemäsigte, leise Berührungen der Empfindungswerkzeuge sogleich Empfindungen gewähren; daß mit der Heftigkeit der Berührung die Heftigkeit der Empfindung bis auf einen

 gewissen

gewissen Grad wächst, und dann wieder allmälig abnimmt und ganz schwindet, wenn die Heftigkeit der Berührung einen gewissen Grad übersteigt. Denn wird sie sehr heftig, vorzüglich durch eine innere Ursache im Körper: so entsteht gänzliche Unempfindlichkeit durch Apoplexie, oder gar durch einen plötzlichen Tod.

Wenn auf der andern Seite die Kommunikation eines Nerven mit dem Gehirn durch einen innern oder durch einen äussern schrecklichen Zufall aufgehoben wird: so ist der gelähmte Nerve nun weder zur Empfindung, noch zur willkührlichen Bewegung des Gliedes am Körper, dem er einverleibet ist, geschickt. Nun empfindet der Nerve eben so wenig, wie der an sich unempfindliche Knoche, oder der Muskel; und die Verwüstungen, die dem Muskel nicht den geringsten Schmerz verursachen, wenn einmal die ihn durchkreuzenden Nervenfäden herausgenommen worden, schmerzen nun auch den Nerven nicht, wenn er aus der Verbindung mit dem Gehirn gesetzt worden ist. Diese Verbindung eines Nerven mit dem Gehirn kann durch mancherley gewaltsame Mittel aufgehoben werden. Durch Quetschung des Nervenmarks in den größern Strängen oder Ner-

venkanälen, z. B. des Marks im Rückgrad; durchs Unterbinden oder durch Zerschneiden der Nerven, dergleichen bey physiologischen Experimenten an Thieren vorgenommen werden muß; endlich durch einen starken Druck auf einen solchen Theil des Gehirns, aus welchem Nerven entspringen, wie z. B. durch Extravasation des Geblüts im Gehirn bey Schlagflüssen, — fällt der ungehinderte Zusammenhang der Nerven mit dem Gehirn, und zu gleicher Zeit das Vermögen zu empfinden, weg, welches bisweilen im schrecklichsten Zustand, in welchen ein Mensch gerathen kann, die ganze Maschine trift, die denn zum Glück des Unglücklichen bald gänzlich stockt.

Aus den grössern Nerven wachsen, wie aus Hauptästen viele kleinere zarte Nebenzweige, die sich über den ganzen Körper verbreiten. Sie machen im eigentlichen Verstand ein System aus; weil alle Nerven des ganzen Körpers hauptsächlich in Ansehung ihres Ursprungs mit einander in Verbindung stehen, und einander ihre Modifikationen mittheilen. Man hat den menschlichen Körper in Absicht auf seine festen und flüßigen Theile mit dem Erdkörper verglichen. Der menschliche Körper ist eben so sehr mit Blutgefäßen und Nervenkanälen

durchschnitten, wie die Oberfläche der Erde mit Strömen und Bächen durchgraben ist.

Ausser dem, daß aus den grössern Nervenbäumen kleinere Aeste und Zweige hervorsprossen, ist ein jeder Nervenstrang selbst in mehrere feinere Fäden abgetheilt, die zwar alle ihre gemeinschaftliche Hülle haben, doch aber auch schon für sich in zarte Bekleidungen eingewickelt sind. Diese Nervenfäden sind schon dem bloßen Aug ziemlich sichtbar. Bringt man sie unter das Vergrösserungsglas: so zerfällt ein jeder von diesen den unbewafneten Augen einfach scheinenden Fäden in unzehlige ähnliche höchstfeine Fibern, die alle mittelst des subtilsten zelligten Gewebes mit einander vereiniget werden. So brachte **Leuwenhoek** die feinste Fiber, woran mit den blossen Augen nichts zu unterscheiden war, unter das Mikroskop. Hier bemerkte er, daß diese allerfeinste Fiber einen Fascikel von unzehligen Fibern ausmache, die einander ähnlich, aber doch vollkommen von einander unterschieden waren. Wie er eines von den letztern Fiberchen mit den subtilsten Instrumenten unter dem Mikroskop untersuchte: so fand er, daß auch dieses ein solches Bündel unzehliger Fiberchen war. Je weiter er die Untersuchung fort-

setzte,

setzte, desto schwieriger wurde die Theilung, und am Ende gab er die Hofnung ganz auf, daß je ein Mensch mit Hülfe der feinsten Werkzeuge auf die letzten Nervenfiberchen kommen werde. Die Feinheit einer jeden Nervenfiber läßt sich unter andern aus Potterfield's Angabe gewissermaaßen abnehmen, der eine Nervenfiber der Netzhaut im menschlichen Auge für 32400, und eine Nervenfiber der Netina eines kleinern Thiers für 1166400mal feiner hält, als ein Haar.

Die Nerven brechen aus dem Gehirn sowol, als aus dem Rückenmark ganz ohne Bekleidung hervor. Sie sind sowol bey ihren Anfängen, als auch da, wo sie sich endigen, ein blosser weicher Brey, ehe sie mit Hüllen bey ihrem Fortgang bekleidet werden. Diese Hüllen sind ebenfalls mit Gefäßen durchwebt, die man durch anatomische Injektionen dem Auge sichtbar machen kann. Es scheint, daß diese kleinen Gefäße einen feinen dunstartigen Hauch absondern, wodurch die markigte Nervensubstanz immer feucht erhalten wird; weil man vermuthen kann, ganz trockene Nerven seyen zur Empfindung entweder ganz ungeschickt, oder, wenn sie empfinden, so sey ihre Fähigkeit doch sehr stumpf. Diese

Vermuthung kann aus dem gewissen Faktum hergeleitet werden, daß das Gehirnmark und das Mark im Rückgrad, welches mit dem Nervenmark einerley Beschaffenheit hat, ebenfalls beständig von einer solchen Feuchtigkeit bespület wird.

Bisweilen erzeugt ein verdorbener Zustand der Nervenhüllen Nervenkrankheiten, bey einer sonst gesundscheinenden Beschaffenheit des Gehirns und des Rückenmarks. Aus dergleichen Beobachtungen haben grosse Männer den Schluß gezogen, daß eigentlich die membranöse Bekleidungen der Nerven die Werkzeuge der Empfindung und der Bewegung seyen. **Lribnitz** selbst scheint die Empfindlichkeit mehr in den Membranen, als im Nervenmark gesucht zu haben. Er sagt es ausdrücklich: der Beobachtung des Herrn **Mariotte** zu Folge, die dieser Mann über den Mangel des Sehens beym sonstigen Gesundseyn des Sehenervens gemacht hat, scheinen mehr die Membranen, als die Nerven zu empfinden. So läugnet auch **Le Cat** dem Nervenmark das Empfindungsvermögen ab, und er schreibt es den Nervenhüllen zu.

Allein wären die Hüllen die Instrumente der Empfindung und der Bewegung: so wär's unbegreiflich,

greiflich, wie die Empfindung bis ins Gehirn fortgepflanzt werden könnte, da die Nerven ihre Bekleidungen bey ihren Ursprüngen und wiederum an ihren Enden abwerfen, und ein völlig weicher und unbekleideter Brey werden, der gar keine feste Rinde übrig behält. Und doch müssen, allen Beobachtungen zu Folge, die äusseren Eindrücke, die die äusseren Gegenstände auf irgend einen äussern Sinn, oder auf irgend einen Nerven des Körpers machen, bis zum Gehirn fortgepflanzet werden, und daselbst einen innern Eindruck verursachen, wenn das Objekt empfunden werden soll. Denn so wenig eine Empfindung von irgend einem Gegenstand ausser uns möglich ist, wenn der Gegenstand nicht entweder mittel: oder unmittelbar in denjenigen Theil des körperlichen Organs wirken kann, in welchen die Nerven eingewebt sind: eben so wenig ist eine Empfindung des Gegenstandes möglich, wenn dieser gleich sehr nachdrücklich auf uns wirkt, so bald sein Eindruck nicht bis ins Gehirn gebracht werden kann. So bald durch's Unterbinden, Zerreissen, Drücken, Quetschen, Vereitern des Nerven die Ueberkunft des äussern Eindrucks in das Gehirnmark unmöglich gemacht wird: so bald scheint auch die Empfindung unmöglich gemacht zu werden.

Zwo richtige Beobachtungen greifen hier ein, die eben so lehrreich, als angenehm sind. — Doch mein Brief wächst zu sehr an. Sie sind vielleicht des Lesens schon lang müde. Abwechselung in Geschäften muntert den Geist auf, und versüßt die Bitterkeit des Peinlichen bey anhaltenden Arbeiten. Meinen nächsten Brief lesen Sie daher auch erst nach einigen Tagen.

Siebenter Brief.

An Ebendieselbe.

Betrachtungen über das Gehirn.

Das Gehirn, Madame, ist, wie **Bonnet** sagt, das Hauptstück der irrdischen Schöpfung. Seine Bestandtheile sind zu fein, und zu verwickelt; unsre Sinne sind zu stumpf, und unsre künstlichen Instrumente zu grob, als daß wir in die Geheimnisse dieses Mechanismus eindringen könnten. Mehr weiß der Zergliederer von seiner innern Beschaffenheit nicht, als daß es das in das Knochengewölbe

des Kopfs eingeschlossene und in mehrere Häute ein= gewickelte Eingeweide ist, und übrigens dieseldige weisse, markartige Substanz zu seyn scheint, die man an den aus ihm entspringenden Nerven wahr= nimmt. Es scheint durchaus, wie der ganze mensch= liche Körper, ein System von Kanälen und Blutge= fäßen zu seyn, die das Blut in die ganze Masse des Gehirns heraufbringen und wieder zurückführen. An dem einen Bestandtheil des Gehirns, der soge= nannten grauen Substanz läßt sich fast gar nichts weiter wahrnehmen, als eine unendliche Menge von höchst feinen Blutgefäßen.

Die Anatomiker lassen nemlich die ganze Masse des in besondere Häute eingewickelten und in die Hö= lungen des Kopfs eingeschlossenen Eingeweides aus zweyerley Bestandtheilen, oder, in der Kunstspra= che, aus zwo Substanzen, bestehen. Die eine heißt die graue, und die andre, die markigte Substanz. Jene macht die Rinde, oder die äussere Peripherie des Eingeweides aus, und kömmt sogleich zum Vor= schein, wenn man die Bekleidungen desselben abge= zogen hat. Ihre Farbe ist nicht völlig so weiß, wie die Farbe des eigentlichen Marks. Sie fällt ins Graue, welches wahrscheinlich von den mancherley

Blutge=

Blutgefäßen herrührt, die in ihr da sind. Durch anatomische Injektionen hat man das allgemeine Daseyn dieser Gefäße bewiesen, deren Anzahl bey ihrer ausserordentlichen Feinheit unbestimmlich ist, so bald sie unter das Vergrösserungsglas gebracht werden. Gewiß ist es, daß sich in einigen von diesen Kanälen rothes Blut bewegt. Andre hingegen scheinen zum Durchlassen der Blutkügelchen zu fein zu seyn. Vielleicht mögen sich also andre Arten von Feuchtigkeiten in ihnen herumbewegen, die eine Röthe durchscheinen machen. Ohnehin sind die Gefäße der grauen Substanz schon an sich unendlich zarter, als die zartesten Blutgefäße, die wir kennen. Leuwenhoeck sah unter seinen Vergrösserungsgläsern im Gehirn Gefäßchen, die tausendmal enger waren, als die Dicke eines rothen Blutkügelchens.

Die markigte Substanz macht gleichsam den inwendigen Kern vom Gehirn aus, da die graue Substanz als seine Schaale oder Rinde angesehen werden, wenn gleich die Verbindung unter beyden auf keine andre Weise, als durch eine gewaltsame Trennung aufgehoben werden kann. Im untern Theil des Gehirns ist indessen dieses Mark von keiner Rinde umgeben, und es wird daselbst sogleich sicht-

bar,

LB Coburg

bar, wenn die Hirnhäute weggethan sind. Sein übriger innerer Bau ist uns völlig unbekannt. Man nimmt ausser seiner Weisse höchstens hie und da bey Durchschnitten einige rothe Pünktchen wahr; Anzeigen von den allerfeinsten Blutkanälchen. Aber auch unter den besten Vergrösserungsgläsern kömmt kein System von Gefäßen zum Vorschein, wie bey der grauen Substanz. Wenn man es so genau als möglich untersucht: so scheint es in die zartesten Fiberchen und Bündelchen von zarten Fibern zu zerfallen, von denen man aber nicht gewiß weis, ob sie hohl sind, und ob sie Feuchtigkeiten durchgehen lassen. So viel ist gewiß, daß die markigte Substanz als eine Fortsetzung der grauen Rinde angesehen werden muß. Die feinsten Gefäße verwandeln sich in die feinsten, markigten Fibern. Sie werden immer enger und endlich so fein, daß man nichts als eine feine Masse, keine Kanäle, nur Fäden sehen kann. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist daher das Gehirnmark auch ein Gewebe von Kanälen, wie die graue Gehirnborke; und die Fäden oder Fibern desselben sind Gefäßchen, wie die Kanälchen in der grauen Substanz. Denn sie entspringen aus den leztern, sind mit ihnen umgeben, und verlieren sich in einander.

Diese

Diese Gehirnmasse ist der Vereinigungsplatz aller Nerven, und der Mittelpunkt der Empfindung, aus welchem alle Empfindungswerkzeuge entspringen. Das ist ohngefähr alles, was wir vom Gehirn wissen. Hypothesen und Muthmaßungen und Wirklichkeiten betragen zusammen kaum einen Titel. — Ich bin bey allem dem, doch nichts weniger, als ein Verächter des Vernunftklimmens im Aussinnen von Hypothesen, sobald sie ausgemachten Thatsachen gehörig entsprechen.

Hier, Madame, treffen wir wirklich in ein sehr angenehmes Feld. Vielleicht bin ich im Stand selbst einige neue Blumengewächse auf dasselbe hinzupflanzen. Mehrere Aerzte und Weltweisen pflegen von der Größe der ganzen Gehirnmasse auf die Vorzüge der natürlichen Geschicklichkeiten, und umgekehrt, von den natürlichen Geschicklichkeiten des Thiers auf die Größe seines Gehirns zu schliessen. Die Grösse des Gehirns aber wird aus dem Verhältniß der Masse dieses Eingeweides zur übrigen Masse des thierischen Körpers bestimmt, nach ihm geschätzt und berechnet. Diejenigen Thiere haben also ein grösseres Gehirn, die im Verhältniß zur ganzen übrigen Masse ihres Körpers mehr Gehirn haben, als an-

dre

dre Thiere im Verhältniß zu ihrem Körper. So hat, zum Beyspiel, ein Canarienvogel ein grösseres Gehirn, wie eine Gans; weil sein Gehirn im Verhältniß zu seinem Körper mehr beträgt, als das Gehirn der Gans im Verhältniß zur Masse ihres Körpers. Unter allen Thierarten haben die Fische das kleinste Gehirn; die Vögel das grössesste. Das allergrößte Gehirn hat das Geschlecht der Canarienvögel. Wenn die Masse des Canarienvogels 180 Gran beträgt: so wiegt sein Gehirn gewöhnlich 13 Gran. Sein Gehirn verhält sich also zum übrigen Körper, wie 1 : 14. — Unter den größern Thieren hat der Mensch das meiste Gehirn. Bey den vierfüßigen Thieren ist die Hirnschaale meistentheils lang und zusammengedrückt, und ein großer Theil von ihr pazität wird dadurch sehr vermindert. Die gehört zur Region der Nase. Die Raumka- menschliche Hirnschaale hat hingegen fast die Figur eines Sphäroids, und eben deswegen ist die Hölnung dieses festen Knochengewölbes gros, und das Eingeweide ist eben so ansehnlich, womit diese Höle ausgefüllet wird.

Aus diesen und aus einigen andern Beobachtungen über die Thiere hat man sogleich den allgemeinen Satz abgezogen; daß die natürliche Fähigkeiten des Thiers in eben dem Maas zunehmen, in welchem das Volumen seines Gehirns grösser wird. Denn wirklich besitzen die Vögel im Durchschnitt mehr natürliche Anlagen und Geschicklichkeiten, als die übrigen Thierarten, und der Mensch selbst hat mehr Naturfähigkeiten, als irgend ein grösseres Thier.

Allein die Induktion ist zu unvollständig, und der Gegeninstanzen giebt es zn viel, als daß die Hypothese stehen könnte. Der Elephant hat in Betracht der ungeheuern Masse seines Körpers ein sehr kleines Gehirn; ja das kleinste von allen vierfüßigen Thieren. Und doch giebt es fast keine einzige Thierart, die ihn an Gelehrigkeit und an natürlichen Fähigkeiten übertrift. Eben so zieht die Klugheit der Biber die Aufmerksamkeit aller Naturforscher auf sich; und die Verschmitztheit der Füchse fällt neben der Einfalt der Schaafe, und der Dummheit der Esel sehr auf. Dabey ist doch das Volumen des Gehirns des erstern verhältnißmäßig sehr unbedeutend. Ausserdem macht der Mensch selbst eine Hauptausnahme, und er untergräbt selbst die Theorie, die

allgemein

allgemein seyn soll, und die doch nicht einmal auf den Menschen paßt, bey dem man doch in der Beobachtung hätte anfangen müssen. Das einfältige menschliche Kind hat nemlich im Verhältniß zu seinem kleinen Körper weit mehr Gehirn, als der erwachsene Mensch, dessen kindische Einfalt sich mit zunehmenden Jahren, mit dem Wachsthum seines Körpers, beym unproportionirten geringen Wachsthum seines Gehirns, in Weisheit und Klugheit verwandelt. Ein Kind, dessen ganzer Körper ohngefähr acht Pfunde wiegt, hat, gegen einen erwachsenen Menschensohn von 120 Pfunden gerechnet, viermal so viel Gehirn, als der Leztere. Das Gehirn des werdenden Menschen verhält sich zu seinem übrigen Körper, wie 1 : 38, und die Gehirnmasse des Erwachsenen zu seiner ausgebildeten thierischen Maschine, wie 1 : 28; und doch zeigt das Kind entweder gar keine, oder nur eine sehr geringe Anlage, da die Fähigkeiten des erwachsenen Menschen ihn zur ersten Klasse der uns bekannten Erdgeschöpfe erheben.

Ist nun, zufolge dieser Anmerkungen, die bisher auseinandergesezte Theorie noch haltbar? Ich habe sie aufgegeben, weil mich die Beobachtungen

von denen ich nur einige wenige angeführt habe, dazu nöthigten. Lange hab' ich darüber nachgedacht, und mich unter diesem Forschen, wie von den Wellen des Meeres, bald fort, bald wieder zurücktreiben lassen. Immer aber munterte mich die gewisse Ueberzeugung auf, daß sich auf diesem Weg der Beobachtung doch noch etwas gewisses werde finden lassen. Und ich fand es, wie ich eine nicht geringe Anzahl von Erfahrungen beysammen hatte. Aus dieser allgemeinen Zusammenstimmung der Erfahrungen folgerte ich, und, wie ich hoffe, mit Recht den allgemeinen Satz: "daß die Güte und Vortreflichkeit "der Fähigkeiten der uns bekannten Thiere auf der "Güte ihres Gehirns beruhe; (so weit war man "schon lange) daß aber die Güte des Gehirns nicht "aus seinem Volumen, oder der größern Masse, "sondern aus der größern spezifiken Schwere des- "selben geschätzt werden müsse."

Das Gehirn eines Thiers also, welches unter demselbigen, oder unter einem kleinern Volumen, eine größere spezifike Schwere hat, — die von der größern innern Reichhaltigkeit herrühret, — als das Gehirn eines andern Thieres, übertrift das leztere an Güte und Vortreflichkeit, und folglich

auch an natürlichen Anlagen und Fähigkeiten in eben dem Grad, in welchem der Gewichtüberschuß beträchtlicher ist. Man hat zu wiederholten malen die Gehirnmassen von wahnsinnigen, einfältigen und dummen, und wiederum von vernünftigen und klugen Menschen gegen einander abgewogen; und die Masse der erstern ist allemal, bey einem gleichen, oder auch größern Volumen merklich leichter befunden worden. Eben so hat man bemerkt, daß die Schwere eines Kubikzolls Gehirn von einem einfältigen Kind allemal geringer war, als die Schwere einer gleichen Portion Gehirn eines erwachsenen und klugen Menschen. Nach ähnlichen Beobachtungen ist das Gehirn aller dümmerer Thiere am Gewicht wiederum viel leichter, als das Gehirn der klügeren.

Fast sollte man vermuthen, und ich glaube, diese Vermuthung trift in tausend Fällen zu, daß die Reichhaltigkeit des Gehirns der Reichhaltigkeit und Fette des übrigen Körpers Abbruch thut. Ich rede hier von der mönchartigen, ausgestopften, gemästeten Fettheit, die von der Faulheit und Unthätigkeit erzeugt, und von reichhaltigen Mahlzeiten unterhalten wird. Denn ich weiß wol, daß es natürli-

che Dispositionen zum Fettwerden giebt, die man, weil sie natürlich sind, durch strenge Arbeiten des Körpers und der Seele nicht völlig zu tilgen im Stand ist. Die Fette hingegen, die ich hier meyne, thut offenbar der Reichhaltigkeit und der Schwere des Gehirns Abbruch. Die mit Knochen und gesunden Säften ausgestopften Fleischthürme der Mönche in den Klöstern würden schwerlich so von Fette, wie ihre Blutgefäße von Blut, strotzen, wenn ihr Gehirn durch Geistesarbeiten und durch Meditationen an Reichhaltigkeit hätte anladen können. So aber dünstet Trägheit und Fette des Fleisches um den hellen Verstand herum. Es ist nicht zu läugnen, daß es auch in den Klöstern feite und dabey kluge, aufgeklärte und verträgliche Ordensbrüder giebt. Diese hatten gewiß von Natur die Anlage zu robusten Körpern, die auch durch die thätigste Anstrengung ihrer Seelenorganen nicht gehoben werden konnte, und die bey der Schwere ihres äussern Körpers auch dle gehörige Schwere ihres Gehirns überkamen.

Doch ist die Zahl von fetten und dabey dummen Mönchen zu gros, als daß die Natur gerade in sie alle diese natürliche Anlagen zum Fettwerden gelegt

legt hätte. Die meisten haben daher blos eine gemästete Fettheit, und ein äusserst mageres Gehirn aufzuweisen; weil sie das leztere nicht mit Ideen zu füllen gesucht haben. Man würde sich von der Richtigkeit dieser Vermuthung durch einen leicht zu machenden Versuch überzeugen können. Man dürfte die müßigen Fettstücke in den Klöstern nur mit Gehirnarbeiten versehen. Man dürfte ihnen z. B. das Auswendiglernen erbaulicher Postillen aufgeben, und sie dann darüber, bey Strafe der Entziehung der reich besetzten Tafel, streng examiniren, damit die auswendig gelernten Töne mit Gedanken im Gehirn kleben bleiben. Ich sollte wetten, die meisten würden an Weitläuftigkeit ihrer Bäuche eben so viel ab, als sie an Reichhaltigkeit der Gehirnmassen anladen würden. Manchem mögte dieses Experiment zu kostbar scheinen, weil dieses Angewöhnen zu ungewohnten Geistesarbeiten gewiß den mehresten das Leben kosten würde. Der Versuch dürfte daher auch nur in solchen Ländern gemacht werden, in welchen die Klöster an fetten Subjekten zu reichhaltig sind. Ein unschuldiges Mittel zur Räumung und Säuberung vollgestopfter Zellen wär's indessen immer, und für die italiänische Staaten, die so viele Müßiggänger füttern, unaussprechlich heilsam.

Auf der andern Seite wird man selten große, selbstständige Gelehrten; Genies, — die unaufhörlich empfangen und unaufhörlich gebären, — finden, die sich auf einen unmenschlichen Bauch etwas zu gut thun könnten. Ich lebe an einem Musensitz, der viele alte und junge gefühlvolle Denker und heisse Verfolger ihrer Ideen faßt: o wie zusammengeschrumpft sind ihre Muskeln; wie beschränkt ihre Dimensionen; wie marklos ihre seidenen Strümpfe; wie zart und niedlich ihr ganzes körperliches All! Die Homere, in deren Schädeln die allmächtigen Götter und Helden so viel Raum haben, als in aller Himmel Himmel und auf der gränzenlosen Erde: — die Newtone, die in den Augenblicken der stärksten Anstrengung der Organen des Verstandes und der Vernunft, ganze Welten umfassen, und die geheimsten Triebräder der Natur erforschen; — die Sokratesse, die mit durchdringenden Seelenblicken in das Innerste des versteckten Menschen hineinschauen, und dann ihre ganze Seele zum Wohl der Menschheit herausgeben; — welche schwammigte, verblasene, lockere, ausgezehrte Menschengestalten? — Und dagegen die Kinder, die ihr vollströmendes Gehirn gebäret; wie robust, wie massif, wie männlichstark, wie dauerhaft, wie unsterblich?

Hier

Hier stoße ich auf eine andre Klasse von Erfahrungen, die meine Theorie unterstützen. In diesen Brief kann ich sie ohnmöglich hereinpressen. Nächstens folgt der Rest.

Achter Brief.

An Ebendieselbe.

Fortsetzung der Betrachtungen, über das Gehirn.

Madame! Die Nachrichten, die ich Ihnen im vorigen Brief von der Beschaffenheit der Gehirnmasse mittheilte, waren nicht überflüßige Anmerkungen. Ich muß sogleich Gebrauch von ihnen machen. Ich hatte aus Faktis erhärtet, daß die Güte des Gehirns und die Fähigkeiten des Thiers gar nicht von der grössern Masse oder vom Volumen, sondern von der größern spezifiken Schwere, oder von der größern inneren Reichhaltigkeit desselben abhange. Das Gehirn besteht aber, wie Sie wissen, aus ein Paar Hauptsubstanzen; aus dem grauen Gehirnwesen, oder der Rinde, und aus dem eigentli-

eigentlichen Gehirnmark. Beyde sind wahrscheinlich aus demselbigen Stof gebauet. Daß sie aber in Ansehung der Feinheit der Materie, der Gefässe, der Fibern, der Säfte, des geistigen Dunstes, u. s. w. von einander verschieden seyn müssen, lehrt schon der erste Blick, den man auf ein zerschnittenes Gehirn wirft. Die Gefäße der grauen Gehirnborke sind schon dem gewafneten Aug unterscheidbar, und in anatomischen Präparaten, dergleichen der seel. Gasser in Wien zu einer großen Vollkommenheit brachte, sichtbar. Im weissen Gehirnmark selbst entfalten uns die besten Mikroskope kaum einige höchst zarte Fiberchen, deren Feinheit mit nichts verglichen werden kann.

Die Frage ist, deucht mich, hier sehr natürlich: Auf welcher von beyden Substanzen beruht eigentlich die Treflichkeit des Gehirns? Die Erfahrung entscheidet für das eigentliche Mark der Gehirnmasse. Je grösser dieses, und je kleiner die graue Gehirnborke ist, desto besser ist das Gehirn; desto fähiger und klüger das Thier. Denn es ist ein durch mehrere Erfahrungen bestätigter Satz, daß die graue Substanz in jüngeren und dümmeren Thieren grösser ist, als das Gehirnmark. Je jünger das Thier;

je jünger sein Gehirn; je dümmer und einfältiger seine ganze Oekonomie: desto weniger Mark, desto mehr Rinde.

Ohne Zweifel fällt Ihnen hier ein Einwurf bey, der, wenn er gegründet wäre, meine Behauptung auf einmal umstossen würde. Man hat nemlich in der Naturgeschichte der Thiere und besonders der Thierseelen, aus einer sehr unrichtigen Beobachtung fast einen allgemeinen Grundsatz gemacht; daß die Thiere beständig auf derselbigen Stufe der Erkenntniß, Wissenschaft, Geschicklichkeit, und Klugheit stehen bleiben; daß sie den ganzen Vorrath von Kenntnissen, deren Besitz ihnen die Natur verliehen hat, auf einmal besitzen, ohne weiter fortzurücken, ohne die Gränzen überschreiten zu können, die ihnen der Urheber der Natur, durch eine vollständige Mittheilung ihrer Geistesfähigkeiten gleich bey ihrer Geburt, vorgezeichnet hat; daß sie folglich gelehrt auf die Welt kommen, und am Ende ihrer thierischen Wahlfarth eben so gelehrt sterben, als wenn sie in der ersten Minute ihres Lebens frühe Opfer des Todes geworden wären.

Allein, entweder sind alle Thiere, Maschinen; (die ungereimteste Behauptung, die ein beobach-

tender

tender Philosoph je hat aushecken können,) oder jener Satz, von der Imperfektibilität der Thiere fällt weg. Am allermeisten aber verliert diese Behauptung, bey den Beobachtungen unpartheiischer Naturforscher; und sie würde sich gewiß nicht in alle Systeme über die Thierseelen eingeschlichen haben, wenn man sie, mittelst eines philosophischen Studiums der Naturgeschichte zu verdrängen gesucht hätte. Aber die Philosophen wissen gewöhnlich eben so wenig von der Naturgeschichte, als die Naturforscher von philosophischen Grundsätzen wissen. Wie ist's da möglich, falsche philosophisch-historische Angaben aus der Mode zu bringen? — Und in der That thun die Thiere, bey zunehmendem Alter, in ihren Kenntnissen verhältnißmäßig eben so merkliche Fortschritte, wie der Mensch. Ein Individuum übertrift das andre seiner Art an Kenntnissen eben so gut, wie ein Menschenkind das andre übertrift; es dürfen nur, wie beym Menschen, Anlässe, Drang und Nothwendigkeit zur Entwickelung ihrer Fähigkeiten, zur Erwerbung neuer Kenntnisse hinzukommen, die beym gemächlichen Ueberfluß nicht nur nicht erworben werden, sondern gar verloren gehen. Man gebe auch den Gemeinplatz zu, daß die Kenntnisse der Thiere blos auf sinnliche Begriffe von den

Gegen-

Gegenständen der Körperwelt, und deren Verhältnissen auf sie, eingeschränkt sind, und daß ihnen kein Schatz von vernünftigen Kenntnissen oder Grillen zu Theil geworden: so müssen sie doch, durch die Uebung ihrer Sinnen, ihre sinnlichen Begriffe immer mehr und mehr ausbilden, erweitern, einschränken, berichtigen.

Ich habe mich auf Erfahrungen berufen, worüber ich am liebsten philosophire, weil ich gewiß bin, daß ich alsdenn nicht über Chimären räsonnire. Ein Paar müssen zureichen. Nichts ist vielleicht in der ganzen Naturgeschichte bemerkbarer, als das ungleiche Verhalten der älteren und der jüngeren Thiere bey denselben Vorfällen und Ereignissen. Diese Verschiedenheit fällt im Verhalten eines jungen und eines unwissenden, und eines alten, geübten Wolfs sehr deutlich in die Augen. Ich entlehne folgende Geschichte und Bemerkungen aus dem Berlinischen Magazin. (Band I. Stück I. S. 174. u. f.) Wenn die jungen Wölfe zwey Monate im Lager zugebracht, worinnen sie der alte Wolf und die Wölfin füttern, traben sie endlich ihrer Mutter nach, zerreissen mit ihr gemeinschaftlich lebende Thiere, machen sich zum Raub geschickt, und bringen

es

es stufenweise so weit, sich selbst, nebst ihr, mit Lebensvorrath zu versorgen. Ihre Stärke nimmt mit ihren Bedürfnissen zu, und die beständige Uebung im Raub, unter der Aufsicht und nach dem Beyspiel einer schon abgerichteten Mutter, bringt ihnen täglich einige darauf abzielende Begriffe bey. Sie lernen die stark verwachsenen, die finstersten Oerter des Waldes kennen, worinnen sich das Wildpret verbirgt. Ihre Sinnen stehen allen Eindrücken offen. Sie gewöhnen sich diese von einander zu unterscheiden, und die Urtheile, die sie mit Hülfe der übrigen Sinnen fällen, durch den Geruch mehr zu rechtfertigen.

Nach acht oder neun Monaten verläßt die Wölfin, beym Anfall der Begierde sich von neuem zu paaren, ihre Jungen. Dieses dringende Bedürfniß erstickt die mütterliche Zärtlichkeit, und die jungen Wölfe werden nun ihrer eignen Stärke überlassen. Diese Brüderschaft junger Wölfe bleibt noch einige Zeit beysammen, und diese gesellschaftliche Verbindung würde ihnen sehr wol zu statten kommen; allein ihre natürliche Gefräßigkeit trennet sie, weil sie über die Theilung des Raubes uneinig werden. Die Stärksten behaupten das Feld. Die Schwächeren

cheren begeben sich weiter, und sind oft der Gefahr ausgesetzt, vor Hunger zu sterben. Aus Mangel der nöthigen Erfahrung sind sie alle den drohenden Unglücksfällen unterworfen, die ihnen die Menschen zubereiten. Zu der Zeit suchen sie vornemlich das Aas der Thiere auf den Feldern auf, weil sie noch nicht so viel Stärke besitzen, als erfordert wird, diesen gefährlichen Raub entbehren zu können.

Wenn sie erst diese Zeit der Dürftigkeit überstanden haben: so verschaffen ihnen alsdann ihre verstärkten Kräfte, und die gesammleten Einsichten, mehr Bequemlichkeiten zu leben. Nun können sie grössere Thiere würgen, wovon sie ein einziges etliche Tage hindurch sättigen kann. Einen Theil eines zerrissenen großen Thiers zehren sie auf; das übrige verwahren sie sorgfältig. Doch macht sie diese Vorsicht im beständigen Rauben nicht nachläßig. Zur Provision, die sie sich aufgehoben haben, nehmen sie nur dann ihre Zuflucht, wenn ein neuer Raub unglücklich abgelaufen ist. An denjenigen Orten, wo die Bedürfnisse des Wolfs mit den Begierden der Menschen zusammentreffen, zwingt ihn die Nothwendigkeit, denen Netzen, die ihm gestellt werden, zu entgehn, und die Sorge für seine Sicherheit

heit nöthiget ihn, seine Geschäftigkeit und seine Begriffe auf eine viel größere Menge von Gegenständen auszudehnen. Sein Gang, der von Natur ungezwungen und trotzig ist, wird schüchterner. Er unterscheidet nun die Empfindungen, die ihm das Gedächtniß wieder darstellt, von denen, die er durch den wirklichen Gebrauch seiner Sinnen erhält.

Zu eben der Zeit also, da er eine in ihre Hürde verschlossene Heerde Schaafe auswittert, ruft ihm das Gedächtniß die Vorstellung vom Schäfer und seinem Hund zurück, welche dem wirklichen Eindruck das Gleichgewicht hält, den die Gegenwart der Schaafe auf ihn machte. Er mißt in Gedanken die Höhe der Hürden ab, vergleicht sie mit seinen Kräften, urtheilt, wie schwer es ihm seyn werde, mit dem Raub in seinem Rachen über diese Hürden zu setzen, und macht daraus den Schluß, daß es gefährlich seyn würde, diesen Versuch zu wagen. Dagegen wird er mitten aus einer im freyen Feld verbreiteten Heerde, selbst vor dem Angesicht des Schäfers, sich ohne Bedenken eines Schaafs bemächtigen; vornemlich, wenn ein naher Wald ihn hoffen läßt, daß er sich in demselben, eh' er noch ergriffen wird, unsichtbar machen könne.

Ein

Ein alter Wolf, der sich nahe an bewohnten Gegenden aufhält, begreift aus wenigen Erfahrungen, daß der Mensch sein Feind ist. So oft er demnach einen Menschen in der Nähe wittert, wird der Begrif von der Gefahr in ihm lebendig. Man legt ihm die allerverführerischste Beute so lange vergeblich vor, als er ihr nicht ohne Furcht beykommen kann; und, wenn er sie wirklich ohne Gefahr erhaschen könnte, bleibt sie ihm noch lange verdächtig. Im natürlichen Zustand ist er mehr ungeschickt, als mißtrauisch; die Erfahrung aber macht ihn vorsichtig, und die Nothwendigkeit fleißig. Diese Eigenschaften mußte er erst erwerben. Die Vorsicht ist ihm eben so wenig natürlich, als der Fleiß.

Wenn man ihm mit Jagdhunden nachsezt: so entgeht er der Verfolgung blos durch die überlegene Geschwindigkeit, und durch die Länge seines Athems. Er nimmt seine Zuflucht weder zu Umwegen, noch zu andern Ränken schwächerer Thiere. Die einzige Vorsicht die er braucht, und die er brauchen muß, ist diese, daß er auf der Flucht den Wind beständig entgegen habe. Der Geruch zeigt ihm die gefährlichen Gegenstände getreulich an, die ihm auf seiner Flucht aufstossen können. Er hat den Grad der Empfindung, den ein

Gegenstand in ihm erregt, mit dem Abstand, in welchem er sich mit demselben befindet, und diesen Abstand mit der Gefahr vergleichen gelernt, die er davon zu fürchten hat.

Die Aufsuchung und Ausforschung sicherer Oerter, an denen er Raub findet, und die vorsichtige Wahl im Vorziehen eines Orts dem andern, sezt Umstände voraus, die ihm vorher müssen bekannt geworden seyn. Hierauf überlegt er lange Zeit die verschiedenen Arten der Gefahr, denen er sich aussezt. Er überrechnet sie genau, und die Summe der Wahrscheinlichkeiten, die daraus entsteht, erhält ihn so lang unentschlossen, bis endlich der Hunger das Gleichgewicht seiner Ueberzeugung aufhebt, und ihn zu einer festen Entschliessung zwingt.

Eben so wächst die Vorsicht des Wolfs für seine Sicherheit mit dem wachsenden Alter. Das Rauschen eines Blatts erregt bey dem jungen Wolf blos eine Bewegung der Neubegierde. Allein der erfahrne Wolf, der schon gesehn, daß dieses Rauschen der Blätter auch zuweilen die Gegenwart eines Menschen ankündiget, entsezt sich dafür mit gutem Grund, weil er von der Verbindung urtheilet, in welcher

diese beyden Erscheinungen mit einander stehen. Wenn dergleichen Beurtheilungen oft wiederholet werden, und diese Wiederholung die Handlungen, die darauf folgten, zur Gewohnheit gemacht haben: so giebt die Geschwindigkeit, in welcher die Handlung auf die Beurtheilung folgt, ihr den Schein einer maschinenmäßigen Handlung. Aber man muß bey der geringsten Aufmerksamkeit einsehen, wie sie zuerst entstanden, und wie sie stufenweise zu dieser Vollkommenheit gediehen.

Die Paarung oder der gesellschaftliche Zustand der Wölfe giebt zu neuen Ideen Anlaß. Denn nun geht der Wolf und die Wölfin gemeinschaftlich auf den Raub aus, und der Beystand, den sie sich leisten, macht ihnen den Raub leichter und sicherer. Nun führen sie gemeinschaftliche Zwecke aus. Ist es darauf abgesehen, eine Heerde anzufallen: so stellt sich die Wölfin vor den Hund, welchen sie dadurch ablockt, um sich von ihm verfolgen zu lassen. Der Wolf fällt indessen die Heerde an, und raubet ein Schaaf, welches der Hund nicht mehr vertheidigen kann. Wenn ein Stück Rothwildpret angefallen werden soll: so werden die Rollen nach Beschaffenheit der Kräfte vertheilt. Der Wolf spüret das

Wild aus, fällt es an, und sezt es ausser Athem. Die Wölfin, welche sich vorhin an irgend einen engen Paß angestellt, sezt dem Thier alsdenn mit frischen Kräften zu, und endiget den Streit.

Wachsen auf diese Weise die Kenntnisse des Wolfs nicht mit jedem Auftritt seines Lebens? Uebekömmt er nicht Kenntnisse, die er vorher gar nicht besaß? Und übertrift er nicht ein jedes anderes Individuum seines Geschlechts an Einsichten, wenn es sich nicht auch schon vorher in diesen Fällen befunden hat?

Noch besser nimmt man diesen Anwachs der Thiere an Kenntnissen, diese Perfektibilität, — deren Entwickelung so sehr von den Umständen abhängt, und an deren Wirklichkeit wir nur deswegen zweifeln, weil der Drang zu seiner Aeusserung so selten zu seyn scheint, — am Fuchs wahr. Der Fuchs hat mit dem Wolf gleiche Neigung zum Raub, und gleiche Bedürfnisse. Er hat mehr Geschwindigkeit; nur die Stärke fehlt ihm, die er durch Geschicklichkeit, List und Gedult ersetzen muß. Das Ausspüren der um seine Höle umliegenden Dörfer und Meyereien; das Bemerken des Federviehes;

der Höfe, auf denen Hunde gehalten werden, und wiederum der anderen, auf denen alles ruhig ist; der Hecken und bedeckten Oerter, die im Nothfall seine Flucht erleichtern könnten; diese vorsichtige Anstalten, und die Vorhergehung so vieler möglicher Fälle setzen nothwendig schon viele erkannte Zufälle voraus.

Wenn die Füchse an solchen Orten, wo man sie nicht offenbar verfolgt, unwissend, plump und unvermögend sind: so werden sie da geschickt, nachdenkend und listig, wo die Furcht vor dem Schmerz oder vor dem Tod, die sich ihnen unter tausenderley Gestalten zeigen, ihnen vielfältige Empfindungen beybringt, die sie in ihrem Gedächtniß aufbehalten. Durch diese gesammleten Empfindungen werden in ihnen Beurtheilungen veranlaßt, die in der Folge durch wichtige Begebenheiten erneuert, durch die Aufmerksamkeit mit andern verglichen, und woraus endlich neue Folgeschlüsse gezogen werden. Diese Urtheile sind nicht allemal zuverläßig; allein die Erfahrung verbessert sie, und man kann den Fortgang, in der Kunst zu urtheilen, leicht in den verschiedenen Lebensarten dieser Thiere bemerken. Denn die Entwickelung der Fähigkeiten hängt

von den Umständen, vorzüglich vom Bedürfniß ab. In der Jugend verleitet sie die Unbedachtsamkeit und Dummheit zu vielen Fehltritten. Hernach verursachen ihnen die Gefahren, denen sie ausgesezt sind, eine gewisse Schüchternheit, die ihre Beurtheilungskraft nicht selten in Unordnung bringt, ihnen alle unbekannte Gestalten, alle neue Auftritte als gefährlich vorstellt, den abstrakten Begrif von Gefahr mit allem, was neu ist, verbindet, und sie folglich mit Einbildungen blendet. Die alten Wölfe und Füchse, die oft ihren Urtheilen, durch die Nothwendigkeit gedrungen, mehrere Richtigkeit geben müssen, sind viel seltener der Gefahr blosgestellt, durch Blendwerke stutzig gemacht zu werden; desto vorsichtiger aber sind sie bey wirklichen Gefahren. Da eine unzeitige Furcht sie um eine nahrhafte Nacht bringen kann: so ist ihnen viel daran gelegen, richtige Beobachtungen anzustellen. Der gehofte Nutzen erzeugt die Aufmerksamkeit. Diese macht, daß sie die Merkmale genauer entwickeln, die einen Gegenstand bezeichnen, und ihn von andern Gegenständen unterscheiden. Durch die öftere Wiederkunft ähnlicher Vorfälle bringen sie es hernach so weit, daß sie ihre Urtheile, eben so hurtig und leicht, als richtig fällen.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet erscheinen die Thiere von einer ganz andern Seite, als sie in philosophischen Lehrgebäuden vorgestellet werden. Der ungenannte Verfasser der Briefe über die Thiere, die im angeführten Theil des Berlinischen Magazins stehen, hat auf eben diese Weise viele andre Arten von Thieren in verschiedenen Zeitaltern ihres Lebens beobachtet; und alle seine Erfahrungen zeigen, daß jedes Thier immer stufenweise klüger wird, immer mehr Geschicklichkeit, mehr Begriffe, immer mehr Hülfsmittel, sich zu vervollkommnen anwendet, die es das Bedürfniß erfinden macht; daß diese Begriffe, wenn sie falsch sind, mit nach und nach berichtiget werden; kurz, daß es an Erkenntniß, wie an Alter und an Jahren zunimmt, und daß das Zurückbleiben einiger Thierarten, und einiger Individuen derselbigen Art — zum Theil von der Organisation, zum Theil von der Unmöglichkeit der individuellen Einsichten, und der Nothwendigkeit, immer wieder von vorne anzufangen, zum Theil aber und hauptsächlich vom Mangel der Bedürfnisse, der alle Empfindungen unnütz macht, — abhängt.

Aus diesen Erfahrungsangaben folgt, daß die Natur den Thieren keine Kluft bevestiget hat, wor-

über sie mit ihren Einsichten nicht wegkommen, und daß sie folglich keine andre Gränzen kennen, als die auch den Menschen gesteckt worden sind, die physischen Hindernisse, z. B. den Mangel der Sprache, abgerechnet. — Und so ist demnach meine Behauptung nicht blos möglich, sondern, so weit die bisherigen Beobachtungen reichen, auch durchgängig zutreffend, und gegen den Einwurf von der Imperfektibilität gesichert, daß dümmere und jüngere Thiere ärmer am Gehirnmark, reicher an grauer Gehirnsubstanz sind, als die älteren, klügern Thiere, mit denen es sich gerade umgekehrt verhält. — Das ist meine Erfahrung, ohne die mindeste Beymischung von willkührlichen Annahmen.

Eben diese Erfahrung kann aber auch die Basis von einer hier eingreifenden höchst wahrscheinlichen Hypothese, über den Grund von der größern und von der geringern Empfindlichkeit verschiedener Thiere und der Menschen werden. Ich will den Grundstein zu diesem Gebäude legen, welches nur alsdenn erst ausgebauet werden wird; wenn sich ein Gelehrter die schwierigen, hier entscheidenden Beobachtungen, möglich macht. — Es ist nemlich ein allgemeines physiologisches Gesetz, daß die markigte

Substanz

Substanz des Gehirns überall mit der grauen Gehirnborke verbunden ist. Man trift sie nicht blos bey allen Theilen des Gehirns, denen die Zergliederer eigne Namen gegeben haben, sondern auch beym Mark im Rückgrad an. Und zwar ist ihre Verbindung im Rückgrad so beschaffen, daß die graue Substanz den innern, und das Mark das Aeussere des Rückenmarks ausmacht. Nun scheint es mir sehr wahrscheinlich, daß die größere Empfindlichkeit des ganzen Nervensystems mehrere Menschen und Thiere, eben wie ihre natürliche Fähigkeiten auf dem verhältnißmäßigen Ueberschuß des eigentlichen Marks über die graue Substanz, beruhet. Ich meyne, ein Thier, welches in Ansehung des Betrags seines ganzen Körpers mehr Gehirnmark und weniger graue Substanz besitzt, als ein anderes, — wodurch es eben auch mehr natürliche Geschicklichkeiten hat, als ein anderes, — ist gegen alle äussere Eindrücke empfindlicher als das andere.

Und hier liegt der mechanische Grund von der Beobachtung, daß die Empfindlichkeit des Nervensystems, wenn sie nicht von einer Nervenschwäche, oder von einer Kränklichkeit herrührt, die glücklichste Anzeige einer Vorzüglichkeit der Seelenkräfte, die glücklichste Vorbedeutung von Genie sey. Es kann nach

dieser Theorie, wenn sie anders Grund hat, gar nicht anders seyn. Denn das ist Erfahrung: Je klüger und fähiger ein Thier, desto mehr hält seine Gehirnmasse Mark. Willkührlich und ohne Beweis, (weil die Anatomie nicht so tief in den Nervenbau eindringen kann,) aber doch als etwas sehr wahrscheinliches, (weil Gehirnmark und Rückenmark unstreitig mit grauer Substanz verbunden ist,) nehm' ich an, daß auch in die, über den ganzen Körper verbreiteten Werkzeuge der Empfindung, graue Substanz beygemischt ist. Je geringer diese Beymischung; desto größer die Empfindlichkeit, Feinheit und Schärfe des Nervensystems. Je geringer diese Beymischung; desto beträchtlicher ist auch die Fähigkeit des Thiers. Man verbinde beyde Sätze; jenen, als Hypothese; diesen, als Beobachtungssatz: so hat man die dritte Erfahrung aus dem Mechanismo des Gehirns heraus, nach welcher die Empfindlichkeit der Nerven die gewisseste Anzeige vorzüglicher Geisteskräfte ist.

Resultat dieser Untersuchungen! die größere spezifike Schwere des Gehirns, und folglich auch die Vortreflichkeit der Seelenkräfte des Thiers hängt von der Wahrheit, und der innern Reichhaltigkeit

des Gehirnmarks ab. Wer daher die Schwere, und die Fähigkeiten des Thiers, und seines Gehirns berechnen will, muß, ohne die graue Substanz in Anschlag zu bringen, vorzüglich auf das Mark sehen. Glück genug, daß dieses das Hauptstück ist, welches man zu beobachten hat. Denn müßte das ganze Gehirn in die Waagschaale kommen: so wüßt' ich nicht, ob irgend eine Beobachtung des Anatomikers dem Psychologen hierinnen brauchbar seyn könnte. Ich wenigstens würde mich nie auf seine Angaben verlassen; weil ich weiß, daß gewisse Krankheiten und gewisse Todesarten die flüßigen Materien, Säfte und Feuchtigkeiten im Gehirn ausserordentlich aufhäufen! daß die Blutgefäße durch die übermäßige Menge von Blut zerreissen, und eben dadurch, sowol das Volumen als die Schwere des Gehirns größer machen, als man es im gesunden Zustand des Thiers würde angetroffen haben.

Wenn daher auch noch so viele Beobachtungen dieser Art aufgezeichnet worden wären; so würden nur die allerwenigsten zu gebrauchen seyn; weil schwerlich alle Beobachter, alle Umstände des Lebens und des Todes des menschlichen oder des thierischen Kopfs, den sie untersuchten, würden aufgezeichnet

haben.

haben. Diese Anzeigen aber sind höchstnothwendig, wenn die Beobachtungen zu Aufschlüssen in der Seelenlehre dienen sollen. Eben deswegen kann ich auch die Klasse von Erfahrungen, worauf ich in diesem Brief gezielt habe, noch mit keinen genauen Beobachtungen sorgfältiger Zergliederer belegen. Ich bin fürs erste zufrieden, wenn ich nur mehrere junge Freunde der Lehre von der menschlichen und thierischen Seele, und vom menschlichen und thierischen Körper, auf die Wichtigkeit solcher Beobachtungen habe aufmerksam machen können. — Ich könnte noch manche Rubriken ansetzen, worüber ich Erfahrungsbelege besitzen möchte. Z. B. wiederholte Beobachtungen, ob mit wachsender Klugheit eines Thiers das eigentliche Gehirnmark stärker wachse, als die graue Substanz, wie es nach der vorgetragenen Theorie fast seyn muß; Ferner, ob beym verhältnißmäßigen stärkern Wachsthum der grauen Substanz, und bey der zunehmenden Dummheit des Thiers, die ganze Gehirnmasse leichter wird, und dergleichen. Dann ließe sich eine Seelenlehre bauen, die auf Felsen ruhen, und der geschäftigen Anfälle des mit der Metaphysik anrückenden Räsonneurs spotten würde.

Genug,

Genug, vielleicht bis zum Ekel genug, hab' ich Ihnen vom Gehirn vorgesagt. Ich würde Ihre Geduld nicht auf eine so beschwerliche Probe zu stellen gewagt haben, wenn ich Ihnen nicht einige von meinen eigenthümlichen Gedanken, — die man andern so gern zur Prüfung übergiebt, — mitzutheilen gehabt hätte. Wünschen Sie den Verfolg dieser philosophischen Aufsätze zu lesen: so soll er Ihnen von einer dritten Hand zugestellt werden. Ihnen aber versprech' ich feyerlich, Sie nicht bald wieder mit dergleichen ellenlangen Briefen heimzusuchen, wol aber mit Versicherungen meiner Hochachtung. Ich bin &c.

Neunter Brief.

An den Herrn P. * * *

Ueber den Sitz der Empfindung.

Sie verlangen von mir eine detaillirte Nachricht von der gegenwärtigen Lage der physiologisch-psychologischen Lehre, über den Sitz der Empfindung, und über die Art, wie die Nerven wirken.

Sie werden aus den neuesten Jahrbüchern der Gelehrten gesehen haben, daß die bisher gangbare Erklärungsart von einigen Neuern untergraben und als unwahrscheinlich vorgestellt wird. Die neueste Geschichte der medicinischen Gelehrsamkeit nennt einige Deutschen, und vorzüglich einige Franzosen, die das Empfindungsvermögen, mit dem Haupt ihrer Sekte über den ganzen Körper verbreiten. Der größte Theil der Philosophen hingegen schränkt dieses Vermögen blos auf das Gehirn ein; spricht den Nerven die Empfindungskraft ab, und läßt ihnen nur die charakteristische Eigenschaft, einen empfangenen Eindruck ins Gehirn überzutragen, wo, ihrer Meinung nach, eigentlich die Empfindung entstehn soll. — Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Gegensätze anzeige, die ich hierüber in ein Paar nagelneuen Schriften gefunden habe. Das Ganze wird, wie ich hoffe, auf diese Weise am besten erschöpft.

Der Mittelpunkt der Empfindung ist insbesondere das Pünktchen im Gehirn, wo alle Nerven des ganzen Körpers zusammenlaufen und sich durchkreuzen. Dieser Ursprungsort, oder dieser Sammelplatz der Nerven ist die Residenz und der Aufent-

halts-

haltsort des die Eindrücke äusserer Gegenstände, und der innern Gehirnbewegungen wahrnehmenden Wesens. Hier läßt sich die Seele die Veränderungen, die die äußeren Sinnen, durch einen Eindruck, erlitten haben, hinterbringen. Hier empfindet, denkt, und will sie, und befiehlt den Theilen des Körpers diese oder jene Bewegung vorzunehmen. Hier, in diesem unbeschreiblich kleinen Mittelpünktchen des zusammenlaufenden Nervengewebes sitzt sie, wie die Spinne in der Mitte ihres Spinngewebes; nimmt, wie die letztere, alles, was irgend einen Faden dieses Gewebes in seinem ganzen Umfang berührt, wahr, und hat hier auch zu gleicher Zeit einen jeden Strang und Hobel bey der Hand, wodurch sie die Glieder ihrer Marionette rühren, und die ganze Maschine in Bewegung setzen kann.

Unerwiesen ist es, ruft die andre Stimme, daß es so ein Ursprungsplätzgen aller Nerven im Gehirn giebt. Das ganze Gehirn ist die komplete Versammlung aller Nerven. Man kann mit Löffeln große Portionen von Gehirn herausheben, ohne daß deswegen das Vermögen, zu empfinden, schwindet. Nimmt man hingegen das ganze Gehirn weg: so wird alle Empfindlichkeit aufgehoben. Ausserdem be-

helft

helft ihr euch mit der Erdichtung dieses Pünktchens im Gehirn, welches ihr zur Kammer der Seele machet, gar nichts; so lang ihr sie nicht aus Theilen bestehn laßt. Denn das hieße sonst eben so viel, als wenn ihr sie in ein Gefäß einsperren woltet, ohngefähr, wie Eau de Luce. (Philos. Arzt. Stück III. S. 165.) Ja, wenn die Erfahrung um Rath gefragt wird: so kann man die Seele nicht einmal ins Gehirn einlogiren. Denn wohnt sie im Gehirn: so ist auch das wollende und willkührlich bewegende Principium daselbst eingeschlossen. Nun haue ich der Wespe den Kopf ab, und die Bestie bemüht sich noch lange Zeit mit ihrem Stachel zu verletzen. Die Wespenseelen müßten also in der Gegend des Stachels, und nicht auch im Kopf wohnen. Eben so suchen Vipern und Krokodille sich einige Zeitlang an ihrem Feind zu rächen: wenn sie den Kopf verloren. Enthauptete Vögel stellen sich zum Flug an, und laufen einher. Selbst größere Thiere und Menschen kommen oft ohne Gehirn fort.

Wol, antworten Andre, die enthaupteten Thiere, an welchen man nach ihrer Enthauptung Zeichen der willkührlichen Bewegung wahrnimmt, haben doch Rückenmark, welches; besonders bey den Insekten,

ten, gemeiniglich mehr beträgt, als ihr Gehirn. Dieses kann eine Zeitlang die Quelle des Lebens seyn. Und ich mögte wol hinzusetzen, daß das längere Fortsetzen der thierischen Verrichtungen einiger Geschöpfe, nachdem sie zerschnitten worden, oder den Kopf verloren haben, ein Beweis seyn könnte, daß sie unbeseelt und Maschinen sind. Der enthauptete Mörder wird seinen Henker gewiß nie pakken, und seinen Tod an ihm rächen, wie die Wespe. Er wird auch nie ungehindert fortleben, wie der getheilte Polyp.

Daß die Eindrücke, die die äusseren Gegenstände auf unsre sinnlichen Werkzeuge verursachen, erst im Gehirn, und nicht an den Theilen empfunden werden, wo die Eindrücke geschehn, beweisen wir aus der bekannten Erfahrung, nach welcher die Empfindung in allen Theilen aufhören muß, deren Nerven durch Quetschung, Zerschneiden, Zerreissen, Unterbinden, n. s. w. aus der Verbindung mit dem Gehirn herausgesezt worden sind.

Daraus folgt wieder nicht, sagt der andre Schriftsteller, den ich vor mir habe, daß die Seele ihren Sitz im Kopf hat, oder, daß der Sitz der Empfin-

dung im Gehirn gesucht werden müsse. Denn alle Verrichtungen des Körpers setzen den ganzen, ungekränkten Zustand der Theile der Maschine voraus. Schnitt und Unterbindung verdirbt den Theil, oder das Glied, oder den Sinn, und verdorbene Glieder und Sinnen sind freylich zu den ihnen zugehörigen Verrichtungen untauglich. Man binde einen langen Muskel in der Mitte, eine Flechse, eine Ader, eine Luftröhre, und sehe, was alsdenn für Verrichtungen vor sich gehen. Der Nerv geht in die Theile, ihnen Empfindlichkeit und Bewegungskraft mitzutheilen. Diese muß nun freylich unterdrückt seyn, so bald das Werkzeug, welches sie hergiebt, nemlich der Nerv in seinem Lauf dnrch Unterbindung gehemmt wird.

Aus demselbigen Grund, daß die Empfindung durchs Unterbinden der Nerven verloren geht, folgert eben dieser Verfasser, daß man der Seele noch ein ziemlich großes Logis, nemlich den ganzen Rückgrad herunter, zugestehen müsse; weil eine große Menge von Nerven aus dem Rückenmark herkömmt. Die auf solche Nerven gemachte Empfindungen müßten sich also in das Rückenmark verlieren, und dort ihre Eindrücke machen, welche etwa die Seele hier

in ihrem Appendix gewahr würde, und in Ordnung hielte. — Ich setze hinzu; durch Quetschung des Rückenmarks geht freylich die Empfindung auch in allen denen Theilen verloren, die ihre Nerven aus dem gequetschten Mark erhalten. Das geschieht ja aber auch durch Quetschung des Gehirns. Man unterbinde, oder quetsche das Gehirn, wie man einen Nerven unterbindet, oder quetschet, und es wird eben so wenig, wie der lezte, empfinden. Die Natur hat nur ungelähmten, gesunden und freyen Werkzeugen ihre Funktionskraft verliehen. Das ist allgemeines Gesetz. Die Luft ist elastisch, die der Mensch einathmen soll. Benehmet ihr die Elastizität, und ich mag sie nicht mehr schöpfen. Das Feuer soll erwärmen. Man lösche es aus; es raucht und stirbt. Der Nerve soll empfinden. Man binde, quetsche, zerschneide, lähme ihn; er empfindet nicht, er stirbt.

Was läßt sich aber, heißt es wieder, gegen folgenden Beweis erinnern, nach welchem die Empfindung wieder nur im Gehirn zur Empfindung wird? Wenn unglücklichen Personen durch chirurgische Operationen einzelne Glieder, Arm, Finger, Fuß abgenommen werden muß; weil ihnen etwa der

kalte Brand, oder eine andre Art von fressenden Krankheiten den unvermeidlichen Tod drohet: so glauben diese Unglücklichen in den abgenommenen Gliedern Schmerzen zu empfinden, und sie klagen über die schmerzhaften Empfindungen solcher körperlicher Theile, die sie nicht besitzen. Die Eindrücke des Schmerzens sind bisweilen so lebhaft, daß sie sich kaum vom Gegentheil überzeugen können. Folgt denn aus dieser Erfahrung nicht ganz unwidersprechlich, daß die Schmerzen nicht in denen Theilen unsers Körpers, und daß die Eindrücke nicht an der Stelle empfunden werden, wo wir sie hinsetzen?

Freylich folgt das nicht, erwiedert der Gegner. Es erhellet nur so viel daraus, daß die Gehirn- und die Nervenfibern des abgehauenen Arms oder Beins mit einander in Verbindung stehn. Die Gehirnfibern sind gegenwärtig noch in ihrem ordentlichen Zustand. Sie waren von den vorhergehabten Schmerzen des Arms an gewisse Eindrücke oder Stimmungen gewöhnt, die zu gewissen Zeiten wieder rege gemacht werden können, so daß sie uns das Gefühl des Schmerzens im verlornen Arm wieder erwecken können. Man kennet die physischen Associationsgesetze, die Kraft der Verwandschaft, der

Verbindung und Verbrüderung der Gehirnfibern und des ganzen Nervensystems. Gesezt, es werden Verwandschaftsfibern von jenen, die mit den Armsnerven harmonirten, durch irgend eine Gelegenheitsursache auf eine solche Weise erschüttert und bewegt, wie es sonst bey gegenwärtigen Armsschmerzen geschah: so können auch diese mit deu vorher zugegen gewesenen Armsnerven in Harmonie gestandene Gehirnfibern, gleich ihren Verwandtinnen, mitleidend bewegt werden, und auf diese Weise die Idee des vorhergehabten Armsschmerzen, woran sie geübt waren, oder welche Stimmung etwa noch dunkel in ihnen liegt, aufs neue rege machen. Könnte man diese mit den Armsnerven in Verbindung gestandene Fibern wegnehmen oder abhärten: so würde gewiß nie die Idee eines vorhergehabten Schmerzens wieder entstehn können.

Eben deswegen nehmen wir auch nicht alle Empfindungen gerade nur im Gehirn wahr: sondern wir empfinden sie schon bisweilen auf der Stelle, auf welcher der Eindruck geschieht. Die Eindrücke der drey gröbern Sinnen, besonders des Gefühls, sind so beschaffen, daß wir sie auf dem Plätzchen des Körpers empfinden, wo sie unsre Nerven rüh-

 ren.

ren. Denn wir können den Ort des Körpers genau anzeigen, wo wir den Eindruck fühlen. Wenn sich der kleine sprachlose Mensch die Finger an der Kohle, oder im heissen Wasser verbrannt hat: so zeigt er die Stelle seines Körpers mit Weinen an, die das Feuer verlezt hat. Der Mohnsaft kann die schmerzhafte Empfindung auf der leidenden Stelle des Körpers lindern, eh' er noch ins Gehirn gewirkt hat. Folglich ist die schmerzhafte Empfindung auf der Stelle empfunden worden, die man heilte, und nicht im Gehirn. So können auch die äusseren Sinne, durch äusserliche Dinge, die die Beweglichkeit der Nervenfibern erregen, geschärft werden, ohne daß eine Wirkung auf das Gehirn hervorgebracht wird.

Nein, sagt die entgegengesezte Parthei: Es ist Schluß, nicht Empfindung, wenn wir die Empfindung an die Stelle hinsetzen, wo der Eindruck vorgeht. Der Grund davon liegt nemlich blos in der bemerkten Verschiedenheit der mancherley Arten der Empfindung, die mit dem Eindruck auf dieses oder jenes Glied allemal verknüpft ist. So lang wir diesen Unterschied aus der Erfahrung noch nicht haben kennen gelernt: so lang sind wir zweifelhaft, welchem Theil unsers Körpers wir eigentlich eine gewisse

wisse Empfindung zuzuschreiben haben. Daher wird es unerfahrnen Kindern so schwer, den eigentlichen Ort anzuzeigen, wo ihnen etwas wehe thut.

Hier stellt man also Erfahrung gegen Erfahrung. Ich habe, beyde Erfahrungen zu machen, Gelegenheit gehabt. Die erste Parthey hat genug, wenn sie nur in vielen Fällen zeigen kann, daß unräsonnirende Kinder den Ort, wo sie fühlen, angeben. Die zwote glaubt auch genug zu haben, wenn sie beweisen kann, daß ein Eindruck auf einen Nerven nimmermehr zur Empfindung wird, wenn er nicht bis ins Gehirn fortgepflanzt werden kann. So sieht man z. B., in der Amaurosis, nichts; wenn gleich der ganze Bau des Auges gesund, und alle Feuchtigkeiten desselben pelluzid sind; blos weil der die Lichtstralen aufnehmende Sehenerve, die Eindrücke, wegen seiner Kränklichkeit nicht ins Gehirn bringen kann. Ich frage aber: können kranke Glieder am Körper ihre natürliche Funktionen vollbringen? — Doch jene können sich in gewissen Fällen, zum Beweiß ihrer Behauptung, auch auf erwachsene, räsonnirende Personen berufen; wenn nemlich die Zeichen des verdorbenen Organs auch äußerlich sichtbar werden. Ich denke hier vornemlich an die

Augenschmerzen, die gewisse Personen, bey einem sehr verstärkten Licht, im Organ des Augs selbst, empfinden; weil gewöhnlich die um des Aug umherliegende Theile mit einer gewissen Röthe überzogen und unwillkührliche Thränen durch das Uebelbefinden des Sehenerven, bey einer große Helle herausgepreßt werden.

Ausserdem streitet noch eine besondere Bemerkung für die Meynung der erstern. Wenn wir uns an einen sinnlichen Gegenstand erinnern wollen, den wir ehedem mittelst eines von unsern sinnlichen Organen empfanden: so können wir es an uns merken, wie vorzüglich sich das Organ zum Zurückruf des Eindrucks anstrengt, wodurch wir die zu erneuernde Idee zuerst erhielten. Wollen wir uns eine schöne Musik in das Gedächtniß wieder zurückrufen: so lauret unser Ohr, und die Anstrengung dieses Theils unsrer Empfindungswerkzeuge ist merklicher als irgend eines andern Theils des Körpers; merklicher, als die dabey im Gehirn vorgehende Veränderung. Es würde sich gewiß spitzen, wenn es die unthätigen Muskeln am Ohr zuliessen. Bey der Erinnerung an eine schöne Farbe, die man gesehen hat, giebt das Aug gleichsam am meisten Acht.

Bey der Erinnerung an einen Geschmack merkt man die erweckte Empfindung auf der Zunge. Die Erinnerung wässert den Mund.

Es laufen ja aber doch alle Nerven ins Gehirn? Hier muß also wol das empfindende, und die Empfindungen in Begriffe, Sätze und Schlüsse verwandelnde Wesen wohnen? — Ich läugne nicht, sagt der Gegner, daß das Gehirn nicht, wie die Nerven, Empfindungen aufnehmen werde, und daß es zum Denken gemacht sey. Daraus folgt aber eben so wenig, daß die Nerven nicht auch empfinden, oder, daß gerade das Gehirn der Sitz der Seele sey: so wenig man daraus, daß der Ursprung aller Bewegung der Säfte aus dem Herzen kömmt, erweisen kann, daß sie im Herzen wohne. Der Magen ist gebauet zur Dauung; das Aug zum Sehen; das Ohr zum Hören; Gewisse Theile dienen zur Zeugung ihres gleichen. Das Herz ist zur Bewegung des Bluts bestimmt. Das Gehirn zum Denken. — Und die Nerven? — Wahrscheinlich zum Empfinden. Denn die Nerven und das Gehirn sind dieselbige Substanz. Den Nervenbrey, und die Gehirnsubstanz kennen wir zwar beyde nur höchst unvollkommen. So weit wir sie

aber kennen, scheinen sie aus demselbigen gebauet zu seyn.

Nun aber ist die Gehirnsubstanz in einem hohen Grad empfindlich. Man hat lebendigen Thieren die Hirnschaale geöfnet, und, durch stufenweises Fortrücken in der Berührung oder im Druck des entkörperten Gehirns, brachte man die heftigsten Schmerzen, Konvulsionen, apoplektische Unempfindlichkeit, Tod des Thiers hervor. Auf der andern Seite können durchgeschnittene, vom Gehirn abgesonderte, entblößte, gedrückte, gebundene Nerven selbst nach dem Tod eines Thiers, in allen Muskeln die sie durchkreuzen, Verzuckungen und Krämpfe erzeugen, sobald sie gestochen, oder auf irgend eine andere Art berührt werden. Diese mittelst des Reizes abgebundener oder zerschnittener Nerven hervorgebrachte Krämpfe, sind von den Krämpfen, die von der Irritabilität der Muskeln herrühren, ganz verschieden.

Ich fühle, wie schwer es ist, bey solchen Sätzen und Gegensätzen ein Endurtheil zu fällen. Man ist fast genöthigt, seinen Beyfall fürs erste zurück zu behalten, und die Frage, vom Sitz der Empfindungskraft

dungskraft im thierischen Körper, für unbeantwortlich zu erklären. Wer sich einmal bereden kann, daß Empfindung, das heißt, Wahrnehmung der Eindrücke, die auf unsre Organen geschehen, und Körper oder Materie, einander nicht aufheben, wie sich etwa die verbundenen Begriffe von Zirkel und Viereck zernichten; daß folglich körperliche Dinge, von besonderer Art und Beschaffenheit, Dinge empfinden, und ihre Eindrücke wahrnehmen können: — der wird der Erfahrung und der Analogie, von der ähnlichen Beschaffenheit der Nerven und des Gehirns, der Behauptung beytreten, daß die Nerven an jeder Stelle des Körpers empfinden, und folglich nicht als bloße Empfindungsleiter angesehn werden dürfen; ohne daß er deswegen das Hauptempfindende und denkende Wesen, über den ganzen Körper zu verbreiten Ursach hat. Dieses Wesen muß in die Knochenhölung des Kopfs eingeschlossen werden, dessen Eingeweide schon nach seiner ausserordentlichen Größe den Besitz eines höhern Grades von Empfindungsvermögen vermuthen läßt, als eine einzelne Nervenschnur. — Und da die Wurzel eines Neven für seinen Zweigen keinen Vorzug zu haben scheint: so thut man vielleicht am besten, wenn man das ganze Nervensystem mit der Kraft

zu empfinden überschüttet; den einzelnen Nerven aber nur einen geringern Grad dieses Vermögens; dem Gehirn hingegen die konzentrirte Empfindungskraft zuschreibt.

Ich muß mich, wie Sie sehen, um Muthmaßungen und Hypothesen herumwinden. O! gern kehr' ich in diese Erquickungshäuser ein, wenn ich mich ins Reich der Ungewißheit begeben muß. Und da geht mir dann die Kenntniß der Gränzen dieser Provinzen, wo andre unbesorgt, wie auf sichern Wegen, fortreisen, über alles. Nirgends tritt mein Fuß behutsamer, als hier. Nirgends bin ich mehr in Gefahr in verwickelten Labyrinthen tagelang herum zu irren, und den wiederkehrenden Ausgang vielleicht gar nicht wieder zu finden. — Wenn sich doch diese Gränzen nur nicht so unmerklich in einander verlieren sollten; wenn die Nüncen nicht so ununterscheidbar wären!

Zehnter Brief.

An Ebendenselben.

Ueber die Art, wie die Eindrücke auf unsere äussere Organen, in das Gehirn fortgepflanzt werden.

Die Vermuthungen, die mein voriger Brief faßte, müssen eben sowol auf den Sitz des Empfindungsvermögens ausgedehnt werden. Und eben so gehen folgende Betrachtungen, über die Art, — wie ein auf die Nerven unsers Körpers wirkender Eindruck bis zum Sitz des konzentrirten Empfindungsvermögens, bis zum Gehirn gebracht wird, — auch zugleich auf das Bewegungsvermögen des Körpers, wodurch nemlich, auf den Entschluß und den Willen der Seele, in den Gliedmaßen unsers Körpers willkührliche Bewegungen veranlaßt und hervorgebracht werden. Ich werde aber immer nur das erste Stück ausdrücklich berühren; weil dieses mehr psychelogisch ist, als das zweyte, welches sich in Gedanken leicht hinzusetzen läßt.

Ueber die Frage: — wie pflanzt sich der Eindruck auf ein äusseres Empfindungswerkzeug in das Gehirn fort? — hat der menschliche Verstand mehrere Hypothesen ersonnen, die zum Theil wahrscheinlicher, zum Theil unwahrscheinlicher sind. Denn die ganze gewisse Endentscheidung ist eben so unmöglich, wie bey der vorigen Frage. Hier ist eine kurze historische Anzeige dieser Erklärungshypothesen.

Die allerältesten Physiologen nahmen zwo willkührliche Voraussetzungen an, mit deren Hülfe sie das Problem zu lösen glaubten. Sie setzten voraus, daß die Nerven und die Nervenfasern hohle Röhrchen seyen, und daß sich in diesen Kanälen ein äusserst flüßiges Wesen herumbewege. Dieses flüßige Wesen nennte man, wegen seiner äussersten Feinheit, den Nervengeist; und man glaubte von ihm, daß er das Mittel sey, wodurch ein äusserer Eindruck bis ins Gehirn übergetragen, und daß durch seine Verschickung in die Glieder des Körpers, diese Glieder, nach dem Willen der Seele in Bewegung gesezt würden. Der größte unter den Physiologen hat diese Hypothese, die schon in den Schriften der ältesten griechischen Aerzte vorgetragen wird, in den neuern Zeiten auseinandergesetzt, und mit neuen Gründen unterstützt.

Haller sah' ein, die ganze Hypothese beruhe blos auf prekären Sätzen; weil kein menschliches Auge, weder die angeblichen Nervenröhrchen, noch den flüchtigen Nervengeist gesehen, oder mittelst eines andern Sinnes, wahrgenommen hat. Und dies war eben der Hauptgrund, um welches willen die ganze Erklärungsart verlacht wurde. Um sie desto annehmlicher und eingehender zu machen, zeigte dieser große Mann, daß man das Daseyn der Nervengeister und der Nervenröhrchen blos aus den Erscheinungen im menschlichen Körper geschlossen habe; und daß die Nervengeister ihrer Natur nach unsichtbar seyn müssen, weil sie, sobald sie gesehen werden könnten, zu den Diensten völlig unbrauchbar seyn würden, zu deren Erklärung man sie annimmt.

Dieses flüßige Wesen muß nemlich äusserst beweglich seyn, damit auch die leisern Eindrücke, durch dasselbe, nach dem Gehirn übergebracht werden können. Seine Bewegung muß mit einer unbeschreiblichen Geschwindigkeit vollbracht werden, womit die Geschwindigkeit der Bewegung des Bluts, oder anderer flüßiger Säfte unsers Körpers auf keine Weise verglichen werden kann. Es muß, nach einer mittlern Angabe der Physiologen, um 2880mal geschwinder

schwinder seyn, als das Blut, und in einer Sekunde 7730 Fuß durchlaufen können. Weil sich ferner die Nervengeister in Röhrchen herumbewegen, die kein Vergrößerungsglas unserm Aug sichtbar machen kann: so müssen sie im höchsten Grad fein und zart seyn. Doch nicht zu fein; weil sie bey einer zu großen Feinheit aus den Nervenkanälen herausfliehen würden, in denen sie doch eingeschlossen bleiben müssen. Zur Bewegung eines solchen Wesens, welches in Absicht auf seine Feinheit nahe an den Aether, die Luft, und an die elektrische und magnetische Materie reicht, ist nichts geschickter, als hole Röhrchen; weil sie sich durch ein bläsiges Zellgewebe, wo die Wege mit vielen Schichten von fächrichen Blättchen und Fäden verstopft sind, nicht geschwinde genug würden bewegen können. Die Natur scheint daher die Nerven durchbort, und in diese Kanäle die Empfindungsleiter eingefaßt zu haben.

Allein diese Erklärung der Wirkungsart der Nerven schien andern ein geheimes Prinzipium zu seyn, welches mit den verborgenen Qualitäten der Scholastiker in eine Klasse gesezt zu werden verdiene. Es ist dieses immer, sagt ein neuerer Feind der Nervengeister, die Gewohnheit der Aerzte,

Philoso-

Philosophen und Layen gewesen, daß sie ein geheimes Prinzipium festsezten, so bald sie die wahrgenommene Erscheinung nicht aus natürlichen Gründen erklären konnten. Der Pöbel verfiel hiedurch auf Gespenster, Hexen und Teufelskünste; der Philosoph auf *Archaeos*, Nervengeister, *Qualitates occultas*, u. s. w. (Philosoph. Arzt. Stück III. S. 103.)

In eben diesem Buch, welches weniger gelesen zu werden scheint, als es wirklich verdient, hab' ich ein Paar Einwürfe gegen die Nervengeister gefunden, die vielleicht scheinbarer sind, als irgend einer von denen, die Haller gesammlet und geprüft hat. Wenn in den holen Nervenfäden, heißt es, Nervengeister laufen, und von diesen die Wirkungen des Gehirns und der bewegenden Muskeln rühren sollen: so begreif ich nicht, warum bey verhärteten Nerven, wie man sie bey den Alten findet, oder bey härterm Gehirn, wie es meistens Vernunftlose haben, die Empfindungen, Eindrücke und Verstandeskräfte nicht eben so leicht vor sich gehen, als in den Nerven oder dem Gehirn gesunder Jünglinge. Man sollte sonst eher denken, die Nervengeister werden desto flüchtiger gallopiren können, je trocke-

ner die Kanäle sind, in denen sie enthalten werden. In einem weichen, schmierigen Kanal, wie die markigten Nervenröhrchen seyn mögen, mag es für Nervengeister keine Lust seyn, mit unbegreiflicher Schnelligkeit zu laufen. Wir wissen aber im Gegentheil, daß Kinder, weiche Damen, in ihren weichen Nerven die meiste Empfindlichkeit und Beweglichkeit haben. Wir wissen auch, daß eine Blindheit, oder Unbrauchbarkeit des Sehenerven entstehen könne, blos weil dieser Nerv verhärtet war.

Man pflegt gemeiniglich aus der Menge des Bluts, welches nach dem Gehirn emporsteigt, einen wahrscheinlichen Grund für das Daseyn der Nervengeister herzunehmen. Man vermuthet, daß eben deswegen so viel Blut nach dem Kopf hinaufgetrieben werde, damit aus demselben der Nervensaft abgesondert werde. — Hier antwortet der Gegner: So wenig man durch Hülfe der Vergrösserungsgläser die mindeste Spur der Nervengeister entdecken kann: eben so wenig findet man im Gehirn das geringste von den Absonderungswerkzeugen. Das in Menge nach dem Kopf gehende Blut, (welches eben nicht von der feinsten und flüchtigsten Gattung ist, da es kurz noch aus den Lungen in das

Herz

Herz gekommen ist,) mag wol nothwendig seyn, um Säfte abzugeben, die zur Nahrung und Feuchtigkeit eines so beträchtlichen Eingeweides erfordert werden.

Die Nerven bestehn ferner auch nicht aus parallelen Fäden, die man als hol angenommen hat. Gerade da, wo sie am empfindlichsten sind, legen sie alles Fadenartige ab, und werden folglich zur Beyführung der Nervengeister am untüchtigsten. So endigt sich der Sehenerve in die Retina; andre Nerven verbreiten sich breyartig in die Muskeln; so daß es unbegreiflich ist, wie sich in ihnen ein flüßiges Wesen herumbewegen sollte. — Uebrigens sind auch die Nervenknoten dem Lauf flüßiger Nervengeister vielleicht noch mehr hinderlich, als den Schwingungen der Fibern. — Keine einzige Beobachtung der Aerzte gereicht den Nervengeistern zum Vortheil. Durch heftige Gehirnerschütterungen ist oft die schrecklichste Vernunftlosigkeit; ewige Blödigkeit des Kopfs; Verlust des Gedächtnisses, des Geschmacks, des Geruchs, u. s. w. bewirkt worden. Und, wenn das Gehirnmark, durch stärkende äusserliche oder innerliche Mittel, wieder seinen vorigen Ton erhielt: so wurde das Uebel gehoben.

Das läßt sich besser aus einer Zerrüttung, Schwächung, Ausdehnung, Zerreissung der Gehirnfibern, oder der zu den Sinnen laufenden Nerven, als aus einer unterdrückten Zirkulation der Nervengeister erklären. Nervenschwäche läßt sich durch stärkende Arzneyen, durch Fieberrinde, Eisen, kalte Bäder, Fahren, Reiten, heben. Der Bau, der Zusammenhang der Zasern kann geschwächt, gestärkt, zerrüttet, verdorben werden; Nicht so leicht der feinste Nervensaft. — Nervengeister und Nervenkanäle für Undinge zu erklären, sagt der Gegner, ist daher keine physiologische Sünde.

Bis auf Newton's Zeiten war dieses indessen fast die allgemeine Erklärungsart. Newton wagte eine andre Hypothese, die er gleichsam nur im Vorbeygehn ganz kurz vorträgt; die aber seine Landsleute, nach ihm, ausgeschmückt, und fast durchgängig angenommen haben. Müssen nicht, sagt dieser berühmte Britte in seinen Fragen über die Optik, die Lichtstralen Schwingungen in der Retina erzeugen, wenn sie auf den Boden des Auges auffallen? Diese Schwingungen, die mittelst der festen Fibern des Sehenerven in das Gehirn fortgepflanzt werden, verursachen die Empfindung des Sehens.

Dieses ist die Grundlage, worauf das ganze berühmte System von den Schwingungen der Nervenfibern gebauet worden ist. Dies sind die Winke des größten Genies, denen nachher vorzüglich Hartley und Priestley folgten; weil sie fanden, daß sie nicht irre geführt wurden. Diesem System zufolge glaubte man nun nicht mehr an Aushölungen der Nerven, und eben so wenig an ein flüßiges Wesen, welches diese angeblichen Kanäle durchströmen soll. Man sah' die Nervenfibern als gespannte Saiten, oder als Schnüre an, die, durch ihre Zitterungen, Schwingungen, Vibrationen, die Eindrücke äusserer Gegenstände in das Gehirn bringen. Man glaubte, diese Hypothese entspreche unsern Kenntnissen, die wir von unsern Ideen und von ihren Beschaffenheiten haben, ungleich besser, als die Voraussetzung des Nervengeistes; und eben dadurch sey ihre Richtigkeit schon so stark bewiesen, als man bey einer so dunkeln Frage nur immerhin Stärke erwarten kann. Man glaubt, diese Erklärungsart werde besonders durch folgende bekannte Phänomene zu einem hohen Grad der Wahrscheinlichkeit erhoben. —

Wenn Lichtstralen in unser Aug fallen: so dauert dieser Eindruck noch eine Zeitlang fort, wenn

 gleich

gleich die Ursache dieses Eindrucks schon weggeschaft worden ist. Der Eindruck stirbt erst allmälig in unserm Organ ab. Niemand, — der je sein Aug auf einen leuchtenden Gegenstand gerichtet hat, und dann, beym Abwenden oder Verschliessen des Organs, auf den fortwährenden Eindruck aufmerksam ist, — kann leicht etwas anderes glauben, als daß die Netzhaut im Auge vom Lichtstral in eine schwingende oder zitternde Bewegung gesezt worden. Nun aber ist doch nichts wahrscheinlicher, und man kann sagen, nichts gewisser, als daß die aktuelle Fortpflanzung des Eindrucks in das Gehirn, durch eben die Art von Bewegung ins Gehirn gebracht wird, wodurch das äusserste Ende des Nerven angeschlagen worden, nemlich durch eine zitternde Bewegung. Da nun, allen Beobachtungen zufolge, das Gehirn selbst aus derselbigen Substanz gebauet ist, woraus die Nerven bestehn: so muß die Veränderung im Gehirn, die daselbst bey einer Empfindung oder bey einer Idee vorgeht, ebenfalls eine schwingende Bewegung seiner Theile seyn.

Eben diese Erscheinung ist auch bey den Empfindungen des Gehörs wahrzunehmen. Nichts läßt sich besser begreifen, als daß die zitterrde Bewegung

wegung der Luftpartikeln, wodurch eben die Töne erzeugt werden, den Gehörnerven eine zitternde Bewegung werde mittheilen müssen, die sich alsdenn bis ins Gehirn fortpflanzt und daselbst verbreitet. — Was vom Gesicht und vom Gehör gilt, läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit, nach der Analogie, auch von den Nerven der übrigen Sinnen erwarten; und man kann demnach alle Verschiedenheiten der menschlichen Empfindungen, aus den Verschiedenheiten der Schwingungen der Nervenfäden erklären.

Diese Newtonsche Theorie hat **Hartley**, sehr glücklich zur Erklärung der verwickeltesten Phänomene der menschlichen Seele angewandt. Zwar nimmt **Hartley** noch einen gewissen Aether zu Hülfe, der die Nerven umströmen, und der bey den Eindrücken der äusseren Gegenstände, samt den Nerventheilchen, in Schwingungen gerathen soll. Der Aether, sagt **Hartley** zittert zuerst, und von diesem Zittern werden alsdenn, vermöge der gegenseitigen Wirksamkeit des Aethers und der Nerven, die Marktheilchen in ebenmäßige Schwingungen versetzt; und, mittelst der Elastizität des Aethers, werden die Vibrationen bis ins Gehirn gebracht.

Gegen diese Hypothese hat Haller viele physiologische Gründe aufgestellt, die ihre Vertheidiger aber gröstentheils zurückweisen wollen. Die Nerven, sagt Haller, sind weiche, breyartige Körper. Ihre Theilchen, Fäden und Fibern sind nichts weniger, als gespannt. Wenn der Nerve zerschnitten wird: so zieht er sich nicht im geringsten zusammen; vielmehr quillt am Ende des Schnitts ein wenig weiches Mark hervor, welches ein Hüchelchen bildet. Folglich sind die Nerven gar nicht reizbar. — Freylich haben sie, sagt der Gegner, eine besondere feine Reizbarkeit und Beweglichkeit. Die Weichheit der Gehirn und der Nervenfasern hindert ihre Beweglichkeit gar nicht; Wer weiß, wie weich die ersten Zasern unsrer Muskeln sind? Eine sehr feine Bewegung des Gehirns und der Nerven ist schon durch Beobachtungen großer Männer, unter denen H. von Haller selbst der größte ist, ausser Zweifel gesetzt. Man hat am Gehirn des lebenden Thiers nicht blos eine mit der Bewegung der Brust, beym Athemholen, und beym Ausathmen, harmonirende Bewegung des Gehirns; sondern auch, im ausserordentlichen Zustand, konvulsivische Bewegungen desselben wahrgenommen. **Schlichting** brach einem lebenden Hund die Hirnschaale

schaale weg. Er sties eine Nadel in das Hirnmark, und empfand, so lang die dadurch erregte Konvulsionen dauerten, ein Zucken und Schlagen der Gehirnfibern. Da man im widernatürlichen Zustand dergleichen Bewegungen, Zuckungen und Schwingungen der Gehirn und Nervenpartikeln wahrnimmt: so läßt sich vermuthen, daß im natürlichen Zustand ebenfalls dergleichen Zuckungen und Bewegungen in den Nerven und dem Gehirn vorgehen werden, die freylich unmerklicher sind, als bey Konvulsionen, wodurch diese Bewegungen verstärkt werden. (Philosoph. Arzt. Stück II. S. 11.) — Auch ist es offenbar, daß sich die Nerven verlängern nnd spannen lassen. Wenn man das Gehirn ein wenig in die Höhe hebt: so kann man sehen, wie die Nervenpaare, eh' sie sich in die Hülsen der zarten Hirnhaut hüllen, sich verlängern, dünner machen, ausspannen und verletzen lassen. In diesem widernatürlichen Zustand würden die Nerven zu ihren natürlichen Wirkungen eben so untüchtig seyn, so wie eine zu schlappe, angespannte, verhärtete oder sonst verdorbene Muskelzaser krampfigte Zusammenziehungen oder Unbeweglichkeit verursacht.

Wenn nun diese Erfahrungen richtig sind, und die Folgen ebenfalls mit Grund aus ihnen abgelei-

tet werden: so sieht der Vertheidiger der Nervenschwingungen über die übrigen Einwendungen weg, die die Unmöglichkeit der Nervenfibrationen darthun sollen. Zwar, setzt Haller hinzu, die Natur hat das Gehirn und das Nervenmark, so viel ihr nur immer möglich war, zum Schwingen und zum Ziehen völlig untüchtig gemacht. Der Nerve ist, nach seiner gantzen Länge hin, an unzelige Nervenbänder angebunden, die ihm das Zittern gar nicht verstatten; so wenig eine ausgespannte Chorde zittern kann, wenn sie mit unzeligen Bändern auf allen Seiten angebunden wird. — Die Zellfäden, erwiedert der Gegner, die man für Nervenbänder hält, hindern die Nervenschwingungen um so viel weniger, je feiner man diese Schwingungen ansetzt.

Ich weiß nicht, ob Newton und England, oder Haller und Deutschland mit durchdringenderen Blicken in diese Naturverborgenheiten hereingesehen haben. Auf eine Seite muß sich doch der Psycholog nothwendig wenden: weil er von zwoen Partheyen zweyerley Sprachen findet, und weil er selbst eine von diesen Sprachen reden muß, um verstanden zu werden. Hat er an Nervengeistern seine Freude: so ist's ihm Thorheit, wenn er von

Anspan=

Anspannungen, von Erschlappungen, von Erschütterungen und von Vibrationen der Nervenfibern reden höret. Paßt hingegen die Theorie von Schwingungen der Nerven und der Gehirnfasern, in sein Gehirn besser: so verlacht er die Nervengeister, und Nervenröhrchen, wie andre verborgene Qualitäten, und die Sprache dieser Physiologen und Psychologen ist ihm ebenfalls verhaßt; weil er in dergleichen Ausdrücken keinen Sinn findet.

Ich habe mir noch eine Hypothese ausgezeichnet, die ausserordentlich viele Reize und manche scheinbare Gründe vor sich hat. Im nächsten Brief schick ich Ihnen das Mark dieser Theorie.

Eilfter Brief.

An Ebendenselben.

Theorie des Mechanismus der Empfindungen, nach dem Verfasser des philosophischen Arztes.

Die Gedanken des Verfassers des philosophischen Arztes, (Stück II. S. 1. u. f. Stück III. S. 3. u. f.) über den Mechanism der thierischen

Empfin-

Empfindungen, haben mir beynahe meinen ganzen Beyfall abgenöthiget. Sie sind nicht allein mit vielem Schein ausgeschmückt, sondern auch mit Gründen versehn, die, so viel ich einsehe, mehr sagen, und meistentheils tiefer eingreifen, als die Gründe für irgend eine andre Hypothese, die vielleicht weiter nichts, als Muthmaßungen sind, bey denen uns Sinne, Beobachtung und Erfahrung ohne Rath und Beyhülfe stehen lassen. Freylich mag's sich mit diesem Beyfall auch so verhalten, wie's mit dem menschlichen Beyfall überhaupt geht. Ich habe schon oft Beyfall gegeben, und, nach veränderten Umständen und Einsichten Beyfall zurückgenommen. Ich hab' auch oft andre Menschen fremden Theorienschöpfern, mit lautem Jubel, Beyfall ausspenden gesehn, da eben diese Theoriendichter nach wenigen Jahren, ihren ganzen Ruhm zu überleben, das Unglück hatten. — Ein Glück, daß Beyfall und Glauben, Nichtbeyfall und Unglauben weder Verdienst, noch Sünde ist, und daß uns Meinungen der Theorie nicht schlechter machen, als wir sind!

Am allerwenigsten hat's Interesse, wenn einer eine gewisse Hypothese über den Mechanism der thierischen Empfindungen für wahr hält, da sie sonst

der halben Welt falsch scheint. Je mehr hier erdacht wird, desto besser ist's vielleicht. Man muß in solchen Fällen wählen können. — Was halten Sie von der folgenden Theorie?

Das Gehirn und der Nerv besteht aus einer gewissen Art von Fibern, oder Zasern; so wie der Muskel aus deutlicheren Zasern zusammengesezt ist. Unter den Muskelfasern und den Nervenfibern findet sich eine große Aehnlichkeit. Die leztern haben ebenfalls eine lebendige Kraft, eine besondere feine Art von Beweglichkeit, so wie jene Reizbarkeit haben; und das Gehirnmark und die Nerven stehn wahrscheinlich in der Reyhe der reizbaren Theile des Körpers oben an; so wie durchaus ein Theil reizbarer ist, als der andere; oder so wie fast jeder Theil seine eigne Reizbarkeit hat. In den Muskeln fühlt man Spannung, Trockenheit, Unbeweglichkeit, Schmerz, wenn sie zu lang gewirkt haben. Eine gleiche Spannung und Ermüdung fühlt man nach langem Nachdenken, in den Hirnfibern. Muskeln werden steif und unbrauchbar, wenn sie zu frühzeitig und zu heftig angestrengt werden. Das Gehirn, welches zu früh, oder zu heftig angestrengt wird, wird ebenfalls, durch Steife, oder durch

Erschlap=

Erschlappung, zu Geistesarbeiten untüchtig. Ein steifer Muskel ist meistentheils trockener und härter; hart hat man auch bey Vernunftlosen das Gehirn gefunden. Die Reizbarkeit der Muskeln nimmt bey ihrem längern Gebrauch ab; Nerven werden ebenfalls immer stumpfer und weniger empfindlich; je öfter sie gerührt werden.

Nun aber ist die Muskelzaser nicht hol; ihre Reizbarkeit rührt nicht von feinen Geistern her; warum sollen denn die Nervenfibern ausgehölet seyn, und unsichtbare Flüßigkeiten in sich fassen? — Einige Physiologen haben sogar die Reizbarkeit der Muskeln aus dem Einfluß der Nerven hergeleitet. Zimmermann sagt: die Reizbarkeit der Muskeln und anderer Theile verhält sich, wie die Menge der beytretenden Nerven. Das Herz verliert viel von seiner Kraft, wenn das Gehirn und das Rückenmark verdorben ist. Die ganz verloschene Bewegung des Herzens hat Kaau Boerhave durch Reizung des Rückenmarks wieder entstehn gesehen. Die Absonderung der Drüsen wird vermindert, so bald die dahin gehende Nerven gebunden werden. Die Körper der Kinder sind reizbarer, weil sie in gewissem Verhältniß mehr Nerven haben, als die Erwachsenen

wachsenen. So käme also ein großer Theil der Reizbarkeit der Muskeln selbst meistens auf die Menge der Nervenfibern an.

Diese lebendige Kraft der Nervenfibern rührt wahrscheinlich von einem feinsten, erhöheten Brennbaren oder Phlogiston her, welches nichts anders, als eine elektrische, oder feurige Materie ist, wovon wir, durch die elektrischen Erscheinungen, wissen, daß sie vermittelst ganz dichter Körper, von einem Ort zum andern fortströmen kann. Die Nerven und das Gehirn enthalten wahrscheinlich das meiste von dieser Materie; allein ihre lebendige Kraft steht doch mit der Reizbarkeit der Muskeln in einer harmonischen Verbindung; und vielleicht ist diese Reizbarkeit der Muskelzasern gar nur ein Abkömmling der Nervenkraft. Daher die sympathetische Mitwirkung der Muskeln, wenn die Nerven gerührt, und der Nerven, wenn die Muskeln gereizt werden.

Unter dem chimischen Plogiston, Brennbaren, Schweflichten oder Oelichten, welches mit zu den Elementen gerechnet wird, und unter dem elektrischen Feuer, hat man in den neuern Zeiten eine

große

große Aehnlichkeit entdeckt. Metalle äussern in eben dem Verhältniß Elektrizität, in welchem sie selbst und ihr Phlogiston zusammengesezt sind. Sie verlieren die Elektrizität in eben dem Maas, in welchem sie mehr oder weniger von ihrem Phlogiston einbüßen. Vie lleicht ist dieses Phlogiston gar die Grundmaterie zur Elektrizität. Daß dergleichen Phlogiston oder elektrische Materie in unserm Körper sey, lehren tausend Erfahrungen. Man hat Leute, die heftig tanzten, bey der Nacht leuchten gesehn. Die Ausdünstung war elektrisch, und das Phlogiston erhielt durchs Reiben, oder durch die Bewegungen, mehr elektrische oder phosphorische Eigenschaften. Die aus dem Aug, als einem mit den meisten Nerven begabten Werkzeug, beym Niesen, Reiben oder Stossen, ausgefahrne Funken; das subtilste Oel, oder der Geist, der sich allenthalben von den animalischen Theilen odrr Säften distilliren läßt; die sichtbaren Funken, wenn man die Haare einer Kazze, oder eines andern Thiers im Finstern reibt, sind lauter Erscheinungen, aus denen sich das Daseyn der elektrischen Materie oder des Phlogistons vermuthen läßt. Am meisten beweisen das Daseyn des elektrischen Wesens in den Nerven, die Versuche mit dem Krampffisch und dem Zitteraal. **Walsh** bemerkt,

daß

daß die Menge und Grösse der Nerven, die die elektrischen Organen des Torpedo im Verhältniß zur Grösse ihres Körpers bekommen haben, ausserordentlich sey.

Sowol die Reizbarkeit der Muskelzasern, als die Lebhaftigkeit der lebendigen Kraft der Nervensiber, richtet sich nach dem Vorrath und nach der Beschaffenheit der elektrischen Materie. Aus geschwächten oder gelähmten Theilen des Körpers können wenig elektrische Funken gezogen werden, und eben diese Theile sind auch, der Erfahrung zufolge, wenig reizbar und weniger empfindlich. Aus todten Körpern läßt sich eben so wenig etwas Elektrisches herauslocken; so wenig sie reizbar und empfindlich sind. So lang nach dem Tod eines Thiers das Herz reizbar ist: so lang läßt sich auch sicher noch etwas Elektrisches aus ihm herausbringen. Es verliert aber alle Reizbarkeit, wenn ihm, durch einige elektrische Schläge die Elektrizität benommen wird. Was das Phlogiston unsers Körpers vermehrt, vermehrt die Munterkeit des ganzen Lebens. **Van Swieten** empfiehlt den Eisenschwefel, als ein sehr ermunterndes und stärkendes Mittel, vielleicht, weil dadurch das abgehende Phlogiston, als der Haupttheil einer

reizbaren Zaser ersezt werden kann. Der Brunnengeist ermuntert und stärkt, weil er aus Phlogiston und losgemachter, fixirter Luft besteht. Auf der andern Seite kann man, mit dem Verlust der elektrischen Materie, Kräfte und Munterkeit verlieren. Wirklich werden melancholische Menschen und andre Kranke, bey leichter Regenluft, übler.

Daß das Phlogiston im menschlichen Körper, nicht wie die elektrische Materie allenthalben, als Feuer entwischt, und in dem Stück folglich von der elektrischen Materie verschieden ist, mag von einer geringern oder stärkern Erhöhung des Phlogistons, vom Unterschied der Bewegung, der Wärme, und von einer Verbindung mit andern Theilen, herrühren. In hole Kanäle darf man das Phlogiston, oder die elektrische Materie ohnehin nicht einschliessen. Der Torpedo kann die elekrische Materie vom Bauch auf den Rücken, und von daher wieder zurückführen. Die holen Röhrchen der Vertheidiger des Nervengeistes laufen aber aus dem Gehirn, oder dem Rückenmark, in die äussern Theile alle parallel; ihre Gänge aber führen nicht vom Bauch auf den Rücken, oder umgekehrt.

Die

Die Art, wie sich die Nervenfibern bewegen, läßt sich schwer erklären. Aber eben diese Dunkelheit bleibt, man mag Nervengeister annehmen, oder nicht. Die Zusammenziehungen der Muskeln sind unsern Augen sichtbar; die Bewegungen der Nervenfibern müssen unendlich geringer; ihre Zusammenziehungen feiner und für uns unmerklicher seyn. Vielleicht wirkt die in den Zwischenräumchen verbundene phlogistische oder elektrische Materie, durch eine Art von Ausdehnung, in den Fibern, oder auf sonst eine uns noch verborgene Weise. Reizungen und Bewegungen der Nervenfasern machen sinnliche Empfindungen; aus Reizungen und Bewegungen der Hirnfibern entstehen Vorstellungen, und die Wirkungen des Denkvermögens. Vollkommene Ruhe der Gehirn- und Nervenfasern ist Schlaf, und alles, was sie in Bewegung sezt, stört den Schlaf. Folglich ist die lebendige Kraft der Nerven, oder die besondere feinere Reizbarkeit ihrer Fibern, das Mittel und Werkzeug, wodurch Eindrücke empfunden, und zum Gehirn fortgepflanzt werden, wo gleichfalls durch Bewegung der Hirnfibern Vorstellungen und Gedanken erzeugt werden.

Wenn nun diese Theorie von der Beweglichkeit und Steifheit, von der Stärke und Erschlappung

der Nervenfasern seine Richtigkeit hat: so kann der Arzt dem Psychologen abermals mit vielen Beobachtungen von Nervenschwächen, und von übertriebner Nervenstärke an die Hand gehen, und dieser Gewinnst ist für die Seelenlehre um so viel beträchtlicher, wenn es einmal ausgemacht ist, daß Gedanken und Vorstellungen und alle Geistesprodukte weiter nichts, als Anspannungen und Bewegungen der feinern Gehirnorganen sind. Werden hingegen Empfindungen, Vorstellungen und Gedanken durch Nervengeister, — die kein Arzt weder beobachten, noch ihre Güte und Untauglichkeit und die Ursachen davon erforschen kann, — verrichtet: so verliert der Seelenlehrer eine starke Stütze und Beyhülfe, die ihm Verzeichnisse von Krankheiten und Kurmethoden darbieten. Denn Nervengeister hat kein Arzt geschaffen oder vernichtet; allein Nervenschwächen hat er gehoben, und Nervenüberspannungen herabgestimmt, und die Ursachen von der übermäßigen Stärke ziemlich vollständig aufgefunden. Er hat beobachtet, daß eine allzugroße Nervenschwäche oder Fibernerschlappung, — zu welcher man zuweilen eine unabänderliche Anlage mitbringt, die man aber doch meistentheils den Ausschweifungen von mancherley Art zu verdanken hat, — auf den ganzen

Körper,

LB Coburg

Körper, vorzüglich aber auf den Geist eines jeden denkenden Menschen, die fürchterlichsten Wirkungen hervorbringt.

Eben so fürchterlich sind die Folgen einer allzugrosen Stärke, oder Festigkeit der Gehirnfasern. In beyden Fällen geht alle Munterkeit des Thiers verloren. Der Verstand wird stumpf; die Begriffe verwirren sich; Unfähigkeit zum Denken, Trägheit zum Empfinden stellen sich ein. Die Unglücklichen werden ganz sinnlos. Sie büßen das Gedächtniß und das Erinnerungsvermögen ein. Sie werden träg, schläfrig, unthätig. Die Eindrücke können sich in harte Fibern kaum eindrängen; die eben deswegen auch nicht lange anhalten. Am Ende tritt der entsetzlichste Zustand, die Stupidität und Tollheit ein; wie denn Morgagni das Gehirn der Narren fast durchgängig hart gefunden hat.

Man kann die Beschaffenheit der Fibern einer Nation, und folglich auch ihre gewöhnliche Geistesanlagen, ziemlich sicher nach dem Klima schätzen. Der Italiäner ist empfindlich, enthusiastisch, rasend in der Liebe; wütend im Zorn. Sein Klima giebt seinen Fibern diesen Ton. Es ist einer größern Em-

pfindlichkeit oder Beweglichkeit der Fibern günstig. Die italiänische Lebensart; die starken, hitzigen und geistigen Getränke, Weine, Chokolade, alle stimulirende Gewürze und Spezereyen erhöhen das Phlogiston ihres Körpers; theilen ihren Säften eine gewisse, hitzige Schärfe mit; und vermehren eben dadurch die Beweglichkeit und Reizbarkeit ihrer Empfindungsfibern — Die Nerven des Britten sind so beweglich nicht; da weder sein Klima, noch seine Speisen so hitzig sind. Er ißt mehr nahrhaftes Fleisch; trinkt wenig Wein; diluiret sein festeres Blut mit Bier, Thee und Wasser; bewahrt seine Fibern eben dadurch für übertriebener Festigkeit, und die Produkte seines Gehirns, sind anhaltende durchgedachte Werke eines treflich temperirten Kopfs. Trinkt er Wein und Punsch: so werden die Gehirnfibern zu fest; er wird stolz, wild, rasend, hypochondrisch, schwermüthig und hartköpfig. — Die große Beweglichkeit und Zartheit der Gehirnfibern des Franzosen macht ihn flüchtig, leichtsinnig, unbeständig; aber leutselig, freundlich, artig und einnehmend. Seine Weine sind gelinder. Er genießt Obst und Gartenfrüchte, und wendet die Härte der Fibern ab; wenn sie etwa durch besondere Umstände veranlaßt werden sollte. — Der Holländer und

der

der Deutsche hat weiche, schlappe, träge Fasern. Daher ist er weniger empfindlich, kaltsinniger, unfreundlicher.

Dies ist das Wesen der Hypothese, die den entschlossenen Nervengeistler mißtrauisch machen muß; zumal, wenn er die vielen gelegentlich angebrachten Einwürfe gegen den Nervengeist und die Nervenkanäle dieses Verfassers beherzigen will. Machen ihn diese Bemerkungen, und die vortheilhaften Seiten, von denen sich die Hypothese von den Fiberbewegungen ansehn läßt, nicht völlig von seiner Parthey abtrünnig: so werden sie doch nothwendig die feste Beharrlichkeit und den dogmatischen Stolz einigermaaßen mindern. Wenn man den philosophischen Arzt auch nur aus dem Gesichtspunkt ansieht, aus welchem man Preisschriften zu betrachten pflegt, — bey denen man nicht so sehr auf die Wahrheit der Sätze, (denn, was ist philosophische Wahrheit?) als auf die Güte der Ausführung Rücksicht nimmt: — so verdiente sein Verfasser mehr Dank, als ihm das journalisirende Publikum gebracht hat.

Lieben Sie einen philosophischen Schriftsteller, — der Wahrheiten vorträgt, die kein Arzt ohne Philosophie, und ohne reife Kenntnisse in der

 Arzney-

Arzneykunde, kein Philosoph bestimmt, klar und überredend vorzutragen im Stand ist; — der seinen eignen Weg gerade fortgeht, untersucht, widerlegt, muthmaßt, und den Menschen nach seinen physikalischmoralischen Gebrechen und Vorzügen psychologisch zergliedert; der durch Studium und Erfahrungen dreist und neu in seinen Untersuchungen; deutlich, lebhaft und einnehmend im Vortrag ist: — so machen Sie sich mit dem Verfasser des philosophischen Arztes bekannt.

Zwölfter Brief.

An Ebendenselben.

Ueber die harmonische Zusammenstimmung des ganzen Nervensystems. — Reflexionen über Empfindlichkeit und Nervenschwäche.

Nur noch ein einziges Wort von den Nerven; dann geb' ich Ihnen auf ewig Abschied. — Lassen Sie uns diese Werkzeuge nun in ihrem ganzen Zusammenhang ansehen. Die Nerven sind nicht abge-

abgerissene, isolirte Stücke. Sie sind auf die vortreflichste Art mit einander verbunden, und an einander geknüpft. Nicht leicht kann in einem Nerven eine merkliche Veränderung vorgehn, daß sich die Wirkung nicht zu gleicher Zeit auch den übrigen Empfindungswerkzeugen mittheilen sollte. Am ganzen Menschen ist Konsens aller Theile, und sein Ganzes ist Harmonie, ist Einheit. Wenn unter den Rädern der Maschine Gegenstreben eintritt: so ist's nicht das Werk der Natur. Aus ihrer Werkstätte kommen Triebräder, die in einander eingreifen, damit in der ganzen Maschine harmonische Bewegung hervorgebracht werde. Nimmt ein Triebwerk die entgegesetzte Richtung: so ist's ein Zustand der Unnatur. Alle Glieder sind Glieder desselbigen Leibes. Ein jedes hat sein bestimmtes Geschäfte; alle ein Hauptgeschäfte, die Erbauung des ganzen Menschen und des Thiers.

Daher kann auch kein einziges Glied oder Werkzeug am menschlichen und am thierischen Körper, durch irgend ein anderes Glied kompensiret werden. Ein organisirter menschlicher Körper werde mit drey Augen ausgerüstet, davon das eine auf den Platz gepflanzt werde, den sonst die Nase einnimt. Was

ist er anders, als eine ungestaltete Mißgeburt? Auch ist er monströs, wenn die einzelnen Theile, die er übrigens ganz vollständig besitzen kann, einander nicht nach der Einrichtung und der Absicht der Natur hülfreiche Dienste leisten.

Alle Theile des menschlichen Körpers sollen, nach dem Willen des Urbauers mitleiden, und sich mitfreuen, wenn ein Theil desselbigen Körpers leidet oder sich freuet. Bey harten Verwundungen des Kopfs sind die Dauungseingeweide mittelbar auch verletzt. Ein auf diese Weise verletzter Körper muß sich erbrechen, zum klaren Beweis, daß der Kopf kein Organ für sich ausmacht; sondern mit den blos durch Sympathie kränkelnden Eingeweiden genau zusammenhängt. Eben so zieht auf der andern Seite Schwäche des Magens die schädlichste Schwäche des Kopfs und aller Glieder des Körpers nach sich; da der Magen ohnehin der Theil am menschlichen Körper ist, der auf den übrigen ganzen Körper den nachdrücklichsten Einfluß hat. Schwindel, Kopfschmerzen, Stumpfigkeit der Denkorganen schwinden; so bald aus dem Magen die Unreinigkeiten abgeführt worden sind. Durch Stärkung des Magens werden die Nerven des ganzen Körpers gestärkt.

gestärkt. Die durch stärkende Arzneymittel in den Magennerven hervorgebrachte Veränderungen theilen sich allen Nerven des Körpers mit; denn alle sind mit einander verbunden, harmoniren und sympathisiren mit einander.

Die Konvulsionen des ganzen Körpers, beym Uebelbefinden eines einzigen Theils, zeugen ebenfalls für die sympathetische Zusammenstimmung der Empfindungswerkzeuge. Man bringe, sagt der Verfasser des philosophischen Arztes, (Stück III. S. 251.) einen hinreichenden Theil des Mohnsafts an die Nerven irgend eines empfindlichen Theils, so wird nicht allein das Gefühl dieser Nerven, sondern auch des ganzen Nervensystems überhaupt, durch die Sympathie geschwächt. — Wenn unsre Gehirnorganen, bey einer ungetheilten Betrachtung des Gegenstandes unsrer Meditation, sehr stark angespannt werden: so sind es zu gleicher Zeit auch die meisten Nerven unsers übrigen Körpers. Man kann diese Anstrengung des ganzen Nervensystems fühlen, so wie man am Ende der Meditation die gänzliche Erschöpfung der Kräfte des ganzen Körpers fühlen muß. Der Kopf wird am Ende zum

Denken

Denken unfähig; aber auch der Magen zum Verdauen untüchtig, und der ganze Körper unbehaglich.

Der ganze Mensch ist also ein denkendes *sensorium commune.* Alle Nerven finden sich, durch verschiedene Verbindungsnerven, die besonders in den Nervenknoten zusammenlaufen, in vielfältigem Zusammenhang. Ein jeder Nerve erhält von vielen andern eine Menge Zweige und Aeste. Wenn einer von diesen Zweigen einen Eindruck empfängt: so muß eben dieser Eindruck, wegen der Nervenverbindungen, auch andern Nerven mitgetheilt werden. — Ein fruchtbarer Grundsatz, der zur Erklärung eines der merkwürdigsten Phänomene in der Seelengeschichte gebraucht werden muß! Woher kömmt's, daß die mehresten Namen in den gewöhnlichen Sprachen rauh und unangenehm sind; wenn sie unangenehme Gegenstände bezeichnen? Es ist sehr begreiflich, wie die Bilder und die Fortbilder der Sprachen die Namen für natürliche Gegenstände aus harten Tönen zusammensetzen konnten; wenn die Gegenstände selbst dergleichen rauhe Töne hervorbrachten. Es ist sehr begreiflich, wie z. B. ein brummendes Thier einen seinem Brummen angemessenen ähnlichen Namen erhielt, da die ursprünglichen

lichen Namen größtentheils Nachahmungen der natürlichen Töne tönender Gegenstände sind. Allein eine Menge von Körpern tönet gar nicht, die der Mensch doch auch mit Namen belegt hat, die eben so ausdrucksvoll gebauet worden sind, als wenn die Gegenstände selbst diese Töne von sich gegeben, und der Mensch sie blos nachgeahmt hätte. Angenehme, nichttönende Gegenstände haben mehrentheils angenehme Namen; unangenehme, nichttönende Gegenstände haben unangenehme Namen erhalten. Davon liegt der Grund einzig und allein in der Harmonie des Nervensystems. Wenn ein lautloser, sichtbarer Gegenstand auf das Aug einen unangenehmen Eindruck machte: so theilte sich das Unangenehme dieses Eindrucks, mittelst des Zusammenhangs aller Nerven, allen Nerven der ganzen Maschine mit. Der Namenschöpfer wurde von der unangenehmen Empfindung, die ihm durch's Gesicht zugeführt wurde, gleichsam in allen Nerven mit einem unangenehmen Eindruck überströmt, und eben dadurch gezwungen, den Namen des Gegenstandes aus unangenehmen, rauhen, beleidigenden Tönen zu bilden.

Daher kömt's auch, daß unser ganzes Empfindungssystem eben den Ton und Stimmung bekömmt,

die

die anfänglich nur ein Nerve, bey einem gewissen Eindruck, annahm. Darum leidet der ganze Mensch, wenn entweder nur eines von seinen Gliedern leidet; oder wenn nur einer von seinen Sinnen andrer Geschöpfe Leiden wahrnimmt; wenn etwa sein Ohr das Winseln und Jammern eines leidenden Wesens höret; oder wenn sein Auge den sichtbaren Ausdruck der Schmerzen an ihm sieht. — Diese Winke mögen zureichen. Die schönsten Aufschlüsse und Entwickelungen der verschlungensten Erscheinungen in der Psychologie fallen aus dieser Bemerkung heraus.

Was von den vollständigen Nervenschnüren gilt, gilt auch von den einzelnen dünnsten Fäden, aus denen die Nerven bestehn; so wie auch von den einzelnen Gehirnfibern der ganzen Gehirnmasse. Denn jede Fiber ist, wie Bonnet sagt, eine eigne kleine Maschine, ein eigenes besonderes Organ in einem grössern Organ. — Auch hier mag ein Fingerzeig auf psychologische Verschürzung und Auswikkelung zureichen. Der physische Zusammenhang der Gehirnfibern; ihre mechanische Verbindung, — sie mag unmittelbar seyn, durch aktuelles Ineinandergreifen; oder mittelbar, durch die Aehnlichkeit ihrer Stimmungen, ihres Tons, ihrer gleichzeitigen,

gen, gleichgradigen Anspannungen, und ihrer anderweitigen Beschaffenheiten, — ist vielleicht das Hauptstück am ganzen Menschen. Denn die Bewegung und Veränderung verbundener Gehirnfibern ist der Grund von allen Seelenkräften, und die Ursache aller Seelenoperationen. Ohne sie ist keine Ideenassociation, und folglich auch kein vernünftiges Produkt des menschlichen Geistes möglich. Ohne sie ist's um Gedächtniß, Einbildungskraft, Verstand und Vernunft geschehn. So aber zieht die Erschütterung einer einzigen Fiber, das ißt, eine einzige Idee, die Erschütterung mehrerer anderer, die mit ihr verbunden sind, nach sich; das heißt, sie weckt mehrere mit ihr verbundene Ideen auf. Dadurch erinnert, denkt, urtheilt, räsonnirt der Mensch menschlich.

Erlauben Sie mir mit einigen Anmerkungen über Empfindlichkeit und Empfindsamkeit zu schließen. Empfindlich werden die Nerven alsdenn genannt, wenn sie Eindrücke von den Gegenständen und von ihren Beschaffenheiten aufnehmen, die die Empfindungswerkzeuge andrer Menschen nicht aufnehmen können; ferner, wenn sie Gegenstände und ihre Eigenschaften mit grösserer Lebhaftigkeit empfinden,

als sie von andern Menschen empfunden werden. Die Vorzüglichkeit und Größe der Empfindlichkeit, oder der Empfänglichkeit zu Empfindungen, beruht also zum Theil auf ihrer Extensität, zum Theil auf ihrer Intensität. Vorzügliche Gelehrigkeit; Güte des Charakters; Verstand und Herz; die Treflichkeit und die Unvollkommenheiten von beyden laufen größtentheils auf diese Eigenschaft der Nerven und der Gehirnfibern hinaus.

Allein hier ist Prüfung der Geister nöthig, die von ihrer ausserordentlichen Empfindlichkeit gern so viel Rühmens machen. Ich fürchte, manche empfindliche, feine Dame würde hier ihre Sprache ändern, und ein ganz entgegengesetztes Bekenntniß von der Beschaffenheit ihrer Nerven ablegen. Die meisten würden vielleicht sagen: Sie habe der Himmel mit starken, nicht von jedem Lüftchen beweglichen Nerven versehen; wenn sie wüßten, daß die äusserste Empfindlichkeit, worüber sie sich bisweilen beklagen, um von andern darüber gerade seelig gepriesen zu werden, häufig von einer verwünschten Nervenschwäche herrührt, die man sich meistentheils nur durch verdächtige Ausschweifungen zuzuziehen pflegt. Die schwachen Nerven der Kinder,

und unsre hysterische Stadtschönen sind gewöhnlich am allerempfindlichsten. Wie laut und verstimmt tönen schon ihre Saiten; wenn sie nur ganz leise angeschlagen werden? Wie manche wüten schon; wenn sie blos gerührt werden sollten? Ihre Leidenschaften schlagen schon in Flammen aus; wenn sie erst glimmen sollten. — Ich pflege mich solchen Personen, in einem solchen Tumult, in einem solchen Nervenfieber gewöhnlich zu empfehlen; und wer in einer sochen Raserey, deren Ursprung der erhöheten Nervenempfindlichkeit zugeschrieben werden muß, ungebissen wegkommen will; der empfiehlt sich ihnen mit mir.

Fast alle Nervenkrankheiten treiben die Empfindlichkeit dieser Werkzeuge um einige beträchtliche Grade höher. Ich hab irgendwo von einem kranken Frauenzimmer gelesen; seine Empfindlichkeit sey in einer gewissen Krankheit so hoch gestiegen, daß seine Ohren das Geräusch eines seidenen Kleides, und seine Hand das Pulsfühlen des Arztes unmöglich vertragen konnten. — Einem, durch Debogen in häufigen thätigen Liebeserklärungen entnervten Mann, war das Sausen und Sumsen einer Fliege um sein

Ohr so schrecklich, wie der Donner eines Kanonenschlags ungewohnten Ohren fürchterlich ist. — Ich kenne selbst einen jungen Mann, der das Unglück hat sehr oft von dem heftigsten Katharr angefallen zu werden. Sein ganzer Körper schaudert in diesem kränklichen Zustand, bey dem sanftesten Lüftchen und die Empfindlichkeit aller seiner Organen steigt eben durch die Nervenschwäche aufs höchste.

Es ist demnach den empfindlichen Herren und Dames sehr anzurathen, daß sie ihre Nerven bey Zeiten durch die harte Eisenkur des Arztes stillen, wenn sie sich bewußt sind, daß sie in ihrer Jugend die nervenschwächenden Freuden der Liebe und der Wollust aus überfließenden Bechern getrunken haben. — Auf der andern Seite hingegen ist eine gesunde Empfindlichkeit, wenn sie gerade den bestimmten Grad erreicht, den sie nicht im mindesten übersteigen darf, — als Vollkommenheit des Menschen, die sicherste Vorbedeutung eines treflichen Charakters, und vorzüglicher Verstandesfähigkeiten; Ohne Empfindlichkeit ist gar keine Tugend möglich. Sie muß uns thätig und betriebsam machen. Sie muß der kräftige Triebstachel zum edeln, ruhelosen Fortstreben nach Recht-

schaf-

schaffenheit und Tugend seyn, zu der ein unempfindlicher Menschensohn eben so wenig Anhänglichkeit, Zuneigung und Attachement hat, als zum Laster. Eben deswegen darf auch die Empfindlichkeit der Nerven und der Denkorganen über jenen bestimmten Grad nicht hinaus; weil sonst die flüchtige, unbesonnene, schwankende Gemüthsart eben da schon erzeuget wird, wo Festigkeit, Aushaltsamkeit und Unbeweglichkeit des Charakters erforderlich war.

Freylich ist gerade jener bestimmte Grad von Empfindlichkeit, der der tugendhaften Gemüthsart zuträglich ist, zu gleicher Zeit eine eben so gefährliche Anlage zum Laster. Ein empfindlicher Mensch kann eben so leicht der wohlthätigste, rechtschaffenste Weltbürger werden, als er der größte Bösewicht und der abscheulichste Weltverderber werden kann; wenn seine empfindliche Seele, durch einen unglücklichen Zusammenfluß von verführerischen Umständen, gerade die der Tugend entgegengesetzte Richtung bekömmt. Hier zeigt sich der Nuzzen einer guten Erziehung in seinem vollen Glanz. Denn von der Macht der Erziehung hängt es allein ab; ob die gleichmäßige Anlage zur Tugend und zum Laster, zum Dienst der Tugend, oder des La-

sters ausgebildet wird. Die junge Pflanze wächst pfeilgerade empor; so lang sie kein Lüftchen auf diese oder auf jene Seite hinbieget. Der Hang muß die Sorgfalt des Gärtners heben. So der Erzieher und Ausbilder der jungen Seele.

Dreyzehnter Brief.

An Ebendenselben.

Ueber die Verschiedenheit der sinnlichen Begriffe und Empfindungen.

Auf der Untersuchung: — woher rührt die Verschiedenheit unsrer sinnlichen Begriffe, oder der Empfindungsvorstellungen? — beruhet zum Theil die Frage, von der Anzahl der sinnlichen Werkzeuge eines von der Mutternatur unversäumten menschlichen Individuums. Wenn wir nämlich unsre sinnlichen Empfindungen, und die durch sie veranlaßten Vorstellungen aus dem Gesichtspunkt ihrer Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit ansehen: so ist an

ihnen nichts bemerkbarer, als ihre große Ungleichartigkeit und Verschiedenheit. Einige Empfindungen sind mit einem merklichen Druck auf unsre Empfindungswerkzeuge begleitet. Bey andern nehmen wir nicht einmal die leisesten Berührungen wahr. Bey einigen ist die Verstärkung des Eindrucks auf das körperliche Organ, und das Erheben einer leisen Berührung zu einem gewaltigen Druck möglich: Bey andern nicht. Dle gewöhnlichen Eindrücke gemäßigter Töne auf unser Gehörwerkzeug sind nur leise Berührungen. Der Donner einer Kanone schlägt hingegen das Trommelhäutchen im Ohr mit Heftigkeit an. Die Lichtstrahlen können diese Wirkung auf das Auge nie äussern, — so lang dieses Organ noch gesund ist, — wenn der Strahl auch noch so sehr verstärkt wird. Wer in die Sonne sieht, empfindet Augenschmerzen; nie aber Schmerzen durch einen Druck, oder durch ein Zersprengen der Augenfibern.

Woher diese und andre ähnliche Verschiedenheiten der Eindrücke und Empfindungen? Die erste Ursache ist unstreitig die wesentliche Verschiedenheit der Gegenstände selbst, die man empfindet. Die Mischung und Vertheilung der mehrern Theilchen in

 den

den Körpern, die wir mittelst verschiedener Sinnen oder auch mittelst desselbigen Sinnes empfinden, ist höchst wahrscheinlich in den Körpern selbst sehr verschieden. Man mag z. B. die Verschiedenheit und die Entstehungsart der verschiedenen Farben, mit Newton, aus der Verschiedenheit der Reflexion der Lichtstrahlen herleiten; oder man mag sie mit Euler aus der verschiedenen Spannung, und den Vibrationen der kleinsten Theilchen des Körpers und der Materie erklären: so liegt doch allemal, in den Gegenständen selbst, in der verhältnißmäßigen Mischung und Lage ihrer Theile, ein Hauptgrund von der Verschiedenheit der Empfindung des Gegenstandes, sowol durch dasselbige unverdorbene Organ, wodurch man das Objekt zu verschiedenen Zeiten ansieht, als auch durch seine Eindrücke auf unsere übrige Sinnen.

Daß z. B. ein Gegenstand tönet, und dem horchenden Ohr Töne zuführt; — dabey aber keine bemerkbare Ausdünstungen durch eben das Mittel, wodurch die Töne erzeugt und ins Ohr gebracht werden, ich meyne durch die Luft, zu meinen Geruchsnerven empor treibt; — liegt doch unstreitig an der eigenthümlichen Beschaffenheit des Gegen-

standes selbst. Denn, wenn gleich der sinnliche Begrif mit dem Gegenstand, der den Begrif in der Seele veranlaßt, weiter keine Aehnlichkeit hat, als diese, daß der Eindruck so wol, als auch der Begrif mit seinem Gegenstand beständig verknüpft ist; daß ein gewisser Eindruck auf unsre Nerven, im Gehirn und in der Seele allemal eine gewisse Veränderung verursachet; und daß folglich dieselbigen Eindrücke durchgängig dieselbigen Seelenveränderungen erzeugen: so ist doch eben deswegen die Aehnlichkeit und Verknüpfung der sinnlichen Begriffe und der Gegenstände ganz nothwendig. Die sinnlichen Begriffe richten sich nemlich nach den Eindrücken, die die Gegenstände im Gehirn hervorbringen. Diese Eindrücke aber richten sich nach der Beschaffenheit der Einwirkungen der Gegenstände auf die Nerven, und auf die sinnlichen Werkzeuge des Körpers. Folglich richten sich auch die sinnlichen Begriffe, und ihre Beschaffenheit nach der Beschaffenheit der verschiedenen Gegenstände selbst; so, daß auch dasselbige Objekt beständig mit derselbigen Idee vergesellschaftet ist.

Ein zweyter Grund von der Verschiedenheit der äusseren Empfindungen, und der durch sie veranlaßten sinnlichen Vorstellungen, muß im körper-

lichen Bau des Empfindungswerkzeuges gesucht werden. Die Natur hat unsre Sinnen nach den verschiedenen Bestimmungen, die sie erreichen sollten, auf eine verschiedene Art gebauet. Das Auge hat sie zum Sehen; das Ohr zum Hören gemacht, und s. w.; und daher sammelt das Auge Lichtstralen, und seine Feuchtigkeiten brechen sie; das Ohr versammelt und höret die Töne, und nicht umgekehrt. Daher hat der Blinde keine Idee von Farbe; und der Taube hat keine Idee von Tönen. Man entblöße einmal einen Nerven an der Hand; Man bestreue ihn mit Salz, oder mit schmeckbaren Gewürzen. Er wird keinen Geschmack empfinden, und die Seele selbst wird keinen Begrif vom Geschmack erhalten. Man bringe die durchdringendesten Gerüche an einen, auf eine solche Weise, entblößten Nerven des Fußes, oder des Arms eines Geruchlosen. Er wird zuverlässig keinen Geruch kennen lernen; weil nur die Nerven in der Nase das Vermögen zu riechen überkommen haben.

Es ist zweifelhaft, ob die Nerven der mehreren Sinnen wesentlich von einander verschieden sind; ob ihre ersten Bestandtheile aus verschiedenem Stof gebauet worden; oder aber, ob die Verschiedenheit

der Empfindungen, die uns durch unsre mehreren Sinnen zugeführt werden, nicht blos aus der Verschiedenheit der Lage der aus demselbigen Grundstof gebaueten Nerven herrührt: Boerhaave scheint eine wesentliche Verschiedenheit der Nerven unsrer mehreren Sinnen, in Rücksicht auf ihre Bestandtheile, anzunehmen. Er läugnet, was Ravius gegen ihn behauptete, daß nemlich die wechselseitige Versetzung mehrerer Empfindungswerkzeuge, und der Nerven, — wenn diese nur so vertheilt würden, und alle übrigen Umstände so wären, als sie jezt sind, — keine Unempfindlichkeit der Organen nach sich ziehen würde. Andre Physiologen hingegen halten die Annahme einer wesentlichen Verschiedenheit der Substanz und der Natur mehrerer Nerven unserer sinnlichen Organen für eine unwahrscheinliche Voraussetzung. Sie glauben, daß wie z. B. die sichtbaren Beschaffenheiten der Körper, ihre Farben und Figuren, allerdings mittelst des Gehörnerven würden sehen, und die Töne, mittelst des Sehenerven würden hören können, wenn der Gehörnerve in das Auge, und der Sehenerve in das Ohr völlig so verbreitet und eingewebt würde, wie der Sehenerve dem Auge und der Gehörnerve dem Ohr gewöhnlich einverleibet zu seyn pflegt.

Sehr deutlich erkläret sich unter andern Büffon hierüber. Die Empfindung, sagt er, ändert sich gänzlich ab, nach der verschiedenen Disposition und Vertheilung der Nerven. Diese überliefern der Seele verschiedene Arten von Empfindungen, nach ihrer verschiedenen Lage, Stellung und Beschaffenheit. Diese Empfindungen scheinen oft gar nichts mit einander gemein zu haben. Wenn man aber bedenkt, daß alle unsre äusseren Sinnen ein gemeinschaftliches Geschäfte haben; daß sie alle zusammen aus Nerven bestehen, die an verschiedene Stellen gebauet worden sind; daß im ganzen thierischen Körper kein einziger andrer Theil das Vermögen zu empfinden besizt, als die Nerven: so wird man gern annehmen, daß die mehreren Sinnen weiter nichts, als veränderte Formen derselbigen Substanz; nichts, als verschiedentlich geordnete und gelegte Nerven, und daß folglich auch die mehreren Sensationen nicht so wesentlich von einander verschieden sind, als sie scheinen. Wahrscheinlich rührt also die Verschiedenheit unserer Sinnen blos von der mehr äussern oder tiefern Lage der Nerven, und von der größern oder geringern Quantität der verschiedenen Theile her, aus denen die Organen zusammengesezt sind.

Schon

Schon die bekannte Bemerkung des Anatomikers, — nach welcher derselbige Nerve sich in mehrern Zweigen, nach mehreren sinnlichen Werkzeugen verbreitet, und auf solche Weise, einzig und allein durch seine verschiedene Einwebung in den verschiedenen Empfindungsorganen, verschiedene sinnliche Empfindungen erzeugt, — redet dieser Meinung das Wort. Die Natur ist ja durchgehens so homogen, so mathematisch in allen ihren Wirkungen und Bildungen. Sie flickt nie ungleichartige zusammen.

Ein dritter Grund der Verschiedenheit der sinnlichen Begriffe und Empfindungen muß aus den stärkern und schwächern Graden der Einwirkung des Gegenstandes auf die sinnlichen Werkzeuge hergeleitet werden. Je kräftiger und stärker der Eindruck ist, desto mehr wird die sinnliche Vorstellung vom Gegenstand selbst verstärkt. Ist der Eindruck zu schwach: so ist die sinnliche Idee dunkel und verworren; und die Eindrücke selbst sind ebenfalls, nach der Stärke ihrer Einwirkung, verschieden. So findet sich, z. B. unter einem harten Geschrey, und unter einer gemäßigten, leisern Modulation kein weiterer Unterschied, als die Stärke und die Schwäche des Eindrucks.

Eben

Eben so hängt, von der Verschiedenheit der Schleunigkeit oder der Geschwindigkeit eines Eindrucks, die Verschiedenheit des sinnlichen Begrifs ab. Man lasse eine Peitsche völlig in der Lage, die sie haben muß, wenn man mit ihr einen beträchtlichen Schall hervorbringen will, von einer ansehnlichen Höhe herabfallen. Sie wird fallen, und die Luft theilen; aber nicht mit dem Getöse, welches der durch eine schnelle Bewegung der Peitsche zusammengetriebene Luftwirbel hervorbringt.

Die Aerzte vermuthen, daß die Verschiedenheit der Empfindungen unserer mehrerer sinnlichen Werkzeuge auch von der Verschiedenheit der Stelle im Gehirn herrühren könne, wohin der Eindruck gebracht wird; daß ein jedes Empfindungsorgan im Gehirn seine eigne Provinz habe, wohin es seine empfangenen Eindrücke liefert; daß folglich z. B. die Ideen von Tönen, um den Ursprung der Gehörnerven herum, die Ideen von Farben, Figuren, Formen sichtbarer Gegenstände, bey dem Ursprung der Sehenerven gebildet werden. Doch diese Betrachtung gehört der Untersuchung der Mehrheit der äussern Sinnen eigenthümlich zu.

Aber

Aber fragen muß ich: Was bewirkt die Ungleichartigkeit, die Verschiedenheit und Entgegengeseztheit der Empfindungen und Vorstellungen von mehreren auf uns wirkenden Gegenständen, die wir mittelst derselbigen Sinnen empfinden? Es ist in der That ein sonderbares Phänomen in der Geschichte der menschlichen Seele, daß der Mensch mittelst desselbigen Organs nicht allein ganz verschiedene, sondern auch ganz entgegengesezte Empfindungen und Begriffe überkommen kann. Mittelst desselbigen Geruchsnerven empfinden wir nicht blos die verschiedenen wolriechenden Ausflüsse der Rose, der Nelke, des Veilchens; sondern auch den unerträglichen Gestank der Assa fötida, der Stapelia hirsuta, des Gnaphalium fötidum u. s. w. Dasselbige Ohr höret angenehme Melodien und das Wolfsgeheul. Dasselbe Auge sieht schöne Farben, Formen und Figuren, und wiederum Mißgeburten der Natur und der Kunst. Dieselbige Zunge kostet das Süsse und alle steigende und fallende Nüancen, bis zum Bittern. Dieselbige Hand fühlt rauhe, weiche, harte, spitzige; und wiederum glatte, weiche, spitzige Körper, mit allen Abfällen, bis zu ihrem Uebergang in entgegengesezte Beschaffenheiten.

Wo wird man den ursprünglichen Grund hievon anders suchen, als in den verschiedenen Beschaffenheiten der Gegenstände selbst, die auf unsre Empfindungswerkzeuge wirken? Der Rosenduft mag von den riechbaren Ausflüssen der Nelke und des Veilchens seiner Natur nach verschieden seyn. Das mag sich vielleicht auch mit den Empfindungen der übrigen Sinnen eben so verhalten. — Kann aber auch wol dasselbige Empfindungsorgan entgegengesezte Eindrücke aufnehmen? Oder sind etwa, in demselbigen Nerven, zur Aufnahme ungleichartiger Eindrücke, mehrere ungleichartige Hülfswerkzeuge eingewickelt? Jeder Nerv ist ja eine unbeschreiblich kleine Maschine, die aus unendlich vielen feinen Triebrädern und Theilchen zusammengesezt ist. Wie? wenn einige dieser Räder zur Fortwälzung und zur Aufnahme gewisser bestimmter Empfindungen; und andre zu Empfindungsleitern andrer nüaneirter oder entgegengesezter Eindrücke bestimmt und gebauet worden wären? Wie? wenn die Rose deswegen anders riechen müßte, als das Veilchen; weil ihr Duft auf andre Theilchen des empfindenden Nerven, auf andre Nervenfiberchen wirkte, und weil die Rose, nach der Beschaffenheit ihres Duftes, gerade auf diese Nervenfibern ihren Eindruck

machen

machen müßte? Wie? wenn der Nelkenduft wieder auf andre Fibern der weichen Geruchsnerven zuströmen müßte?

Dies ist Bonnets Hypothese. Sein Vorgänger, — der vortrefliche Verfasser des psychologischen Versuchs, — den er kommentirt, wirft die Frage ebenfalls auf: Giebt es in den nervigten Fibern eben so viele Verschiedenheiten, als wir verschiedene Vorstellungen, oder Empfindungen bemerken; oder braucht man, um die leztere zu erklären, solche Verschiedenheiten der Nervenfibern nicht anzunehmen? Ihm scheint diese Annahme, zur Erklärung der Verschiedenheit der Eindrücke, die dieselbigen Sinnen empfinden, oder bis ins Gehirn zur Empfindung fortführen, unnöthig zu seyn. Er glaubt, man könne sich Mannigfaltigkeit genug in denen verschiedenen Zuständen, deren die Fibern fähig sind, und in den ihnen mitgetheilten Bewegungen, denken; um daraus alle unsre verschiedene Empfindungen zu erklären. Er geht alle Sinnen nach der Reyhe durch, und zeigt, daß man die Voraussetzung einer solchen ungeheuern Menge von Fibern gar nicht nöthig habe. So könne aus den Zusammenziehen und aus der Erstarrung der Gefühlsnerven, oder der

kleinen

kleinen Wärzchen, in die sich die Gefühlsnerven formen, die Kälte; und, aus ihrer Erweiterung und Erschütterung, die Empfindung der Wärme erklärt werden. Zwischen der größten Zusammenziehung bis zur größten Erweiterung, und wiederum zwischen dem stärksten Grad der Erschütterung bis zum schwächsten, liegen unendlich viele feine Nüancen. Von der Verschiedenheit dieser Nüancen hängt die Verschiedenheit des Schmerzens oder des Vergnügens, bey der Empfindung der Kälte und der Wärme ab.

Eine sanfte und gleichförmige Berührung dieser Warzen kann der Seele die Empfindung des Glatten; eine harte und ungleichförmige, die des Rauhen verursachen. Die Zunge hat diese Warzen ebenfalls. Sie stechen nur mehr hervor; erweitern sich mehr, und sind empfindlicher. Auf sie wirken die Salze, die Oele, und die andern schmeckbaren Theile; fast wie die fühlbaren Beschaffenheiten, auf das Gefühl. Daher braucht man in der Erklärung der einzelnen Empfindungen des Geschmacks eben so wenig zu einzelnen verschiedenen Fibern seine Zuflucht zu nehmen. — Der Sinn des Geruchs ist um

sehr

viel feiner, als der Sinn des Geschmacks. Was aber die festen Salze, die gröbern schweflichten und oelichten Theilchen für den Geschmack sind; das sind die flüchtigeren Salze, die geistigeren Oele und Schwefel für den Geruch. Die Natur dieser feineren Körperchen, und ihre stärkere oder schwächere Bewegung bestimmt die Lebhaftigkeit ihres Eindrucks. Nachdem dieselbige Fiber bald gezogen, bald geschüttelt, gestochen, zusammengedrückt, ausgedehnt, getrennt, befeuchtet wird, u. s. w. nachdem müssen die durch diese verschiedenen Zustände der Fiber in der Seele veranlaßten Empfindungen nothwendig unter einander eben so verschieden seyn, wie die sie erzeugenden Zustände und Bewegungen der Fibern. — Was vom Gefühl, vom Geschmack und vom Geruch gilt, gilt auch von den beyden edleren äusseren Sinnen.

Ganz anders stellt **Bonnet** die Sache vor. Man setze, sagt er, daß dieselbige Fiber, durch die riechbaren Ausdünstungen verschiedener Körper z. B. mehrerer ungleichartiger Blumen, bewegt werde; daß also der Geruch einer Rose, einer Nelke, einer Tuberose auf dieselbige Fiber wirke: so hat die Fiber bey dem Eindruck des dritten Gegenstandes eine Modifikation, die aus einem dreyfachen verschiedenartigen

artigen Berühren ungleichartiger auf dieselbige Fiber zuströmender Gerüche besteht. Diese Zusammengesetztheit der Modifikation der bewegten Fiber, und so auch der Seele, nimmt in eben dem Maas zu, in welchem die Zahl der ungleichartigen Bewegungen derselbigen Fiber grösser wird. Nun aber hat die Seele, der Erfahrung zu Folge, das Vermögen, eine jede Empfindung einzeln, abgesondert, und von allen übrigen Empfindungen abgerissen, wieder zurück zu rufen. Sie besitzt das Gedächtnißvermögen. Die von einem äussern Eindruck modifizirte Fiber, — deren Modifikation die Seele selbst modifiziret, und durch dieselbe die Empfindung oder den Gedanken in ihr verursacht, — muß beym Zurückruf einer Empfindung abermals modifizirt und bewegt werden.

Diese abermalige Bewegung der Fiber stellt auf einmal alle Sensationen dar, die mit ihren wiederholten Bewegungen, bey den mehreren Eindrücken vergesellschaftet waren. Man würde sich also z. B. nie des Geruchs einer Rose, oder irgend einer andern einzelnen Empfindung entsinnen können; der Geruch der Nelke, des Veilchens, der Tuberose würde sich auf einmal wieder darstellen; wenn die Natur nicht für eine jede Art der Empfindung eine

eigne

eigne Art von Fibern gebauet hätte. Insbesondere ist es, sagt Bonnet, bey den verschiedenen Empfindungen des Ohrs, physisch unmöglich, daß sie mittelst derselbigen Fibern sollten erzeugt werden können. Wir haben die Empfindung von ganz verschiedenen Tönen. Nun aber ist es bekannt, daß eine jede gespannte Chorde nur einen einzigen Grundton von sich giebt. Wenn daher eine Fiber nur die Empfindung eines gewissen Tons in die Seele zu bringen vermag: so kann sie unmöglich alle übrige Arten von verschiedenen Tonempfindungen zur Seele fortpflanzen; so wenig eine Chorde alle Töne hervorbringen kann.

Aus diesen Bemerkungen folgert **Bonnet**, daß die Verschiedenheit der Sensationen nicht von der Verschiedenheit der Bewegungen identischer Fibern, sondern von der ursprünglichen Verschiedenheit der Fibern selbst abhangen; und daß folglich z. B. im Organ des Geruchs, für die Düfte der Rose, der Nelke, des Veilchens, der Tuberose, u. s. w. eine eigne Art von Fibern vorhanden seyn müsse. In der pyramidalischen Form der Wärzchen auf der Zunge, und an den Fingerspitzen scheint schon eine wahrzunehmende Anzeige dieser Verschiedenheit

der Fibern zu liegen ; indem ein Wärzchen, seiner Form nach zu urtheilen, Fibern von verschiedener Länge enthält, die ohne Zweifel für die von einander verschiedenen Impressionen bestimmt sind, die durch ihre Vermittelung ins Gehirn gebracht werden sollen.

Wenn ich die ungeheuere Menge von Fibern überdenke, die zu Folge dieser Hypothese, in einem Nervenfaden eingewickelt liegen, und dann noch die ungleiche Dicke desselbigen Nerven hinzunehme, in welcher man ihn in verschiedenen Theilen des Körpers antrift: so scheint sich, in meinem Innersten etwas unbeschreibbares dieser Hypothese zu widersetzen. Dies wäre freylich kein haltbarer Grund gegen die Wahrscheinlichkeit der Bonnetschen Vermuthung ; wenn die Bestätigungsgründe schärfer eingreifen sollten. Mich deucht; wir stehen hier an einem Vorhang, den die Natur vor unsern Augen ausgespannt hat, und der auch wahrscheinlich beständig da hangen wird. In dieser Nacht und gerade unter diese Decke sind noch sehr viele wichtige psychologische Kenntnisse eingehüllet, wobey uns weiter nichts, als das Fragen vergönnet worden. Der merkwürdige Tag, der mit jenem entscheidenden

Zeitpunkt

Zeitpunkt anbrechen wird, da wir unser Haupt in die Nacht des Todes herabsenken; — der Tag, der zu Anfang graue Dämmerung, dann Morgenröthe, dann Tageshelle, und endlich, vielleicht nur nach einer Ewigkeit, mittägiger Lichtglanz seyn wird, — soll die Dicke, handgreifliche Finsterniß zerstreuen, die die ganze Menschheit bedeckt; so bald es auf geschmeidigere Kenntnisse ankömmt.

Man hat gegen **Bonnets** unendliche Vervielfältigung der Fibern in einem jeden einzelnen Nerven eines sinnlichen Organs viele Einwendungen gemacht, bey welchen indessen seine Hypothese noch immer feststehen kann. Einer der lehrreichsten neuern Schriftsteller über die Seelenlehre erinnert unter andern folgendes gegen die Bonnetsche Vermuthung: "Gesezt, man wollte einmal die weise Sparsamkeit der Natur aus der Acht lassen, und diese unendliche Anzahl von verschiedenen Fibern zugeben; würde nicht wenigstens ein einziges Beyspiel aufzuweisen seyn, daß irgend einem Menschen diese oder jene Gattung der Empfindungen eines Sinnes gefehlt habe? Würde man nicht bemerkt haben, daß irgend einmal jemanden der Geruch für die Rosen, oder für sonst eine andre Blume, Ge-

würz oder dergleichen, gemangelt hätte; oder daß jemand für die eine, oder für die andre Art von Tönen taub, oder von Farben blind gewesen wäre? Doch zugegeben, die Natur habe sich nie in Formirung dieser Fibern geirrt, oder, wie in Ansehung andrer Theile unsers Körpers wol zu geschehen pflegt, einen Fehler begangen: so würden doch Krankheiten oder Wunden, zur Bestätigung dieser Hypothese längst einige Beobachtungen an die Hand gegeben haben. So aber hat man in der Natur noch nichts davon bemerkt; vielmehr lehrt die tägliche Erfahrung; daß, wenn ein Sinn schwach oder verdorben ist, er auch verhältnißweise in Beziehung auf seine sämtlichen Gegenstände schwach oder verdorben sey."

Gegen diese Erinnerungen kann sich **Bonnet** leicht schützen. Denn, in der Theorie der Empfindungen, ist nichts gewisser, als daß nicht ein Paar Menschen dieselbigen Gegenstände und Eindrücke auf dieselbige Art empfinden. Wenn dem einen eine Speise süß schmeckt: so pflegt sie dem andern gewöhnlich auch süß zu schmecken; wenn der andre gleich unmöglich vollkommen die Empfindung des Erstern haben kann. Doch sagt er auch: die Speise schmeckt süß; weil für die unendlich mannigfaltigen Nüancen des Süßen, fast gar kein Ausdruck

in der Sprache vorhanden ist. Man ist daher fast gar nicht im Stand, in irgend einem Fall mit Gewißheit auszumachen, ob auch ein anderer die spezifike Empfindung hat; zumal da man ihm das Spezifike der Empfindung, z. B. eines Geruchs, oder Geschmacks nicht mit Worten beschreiben kann. Er kann also wirklich für gewisse Arten von Tönen taub, und für gewisse Arten von Farben blind seyn; ohne daß er es selbst, und um so viel weniger ein Andrer wissen kann, daß er ein Partialtauber, oder ein Partialblinder ist.

Ausserdem giebt's allerdings Krankheiten, in welchen man einzelne Arten von Empfindlichkeit oder Empfänglichkeit der Eindrücke einbüßt. Ist die Klage nicht sehr gemein; man habe seinen Geruch zum Theil verloren; man habe gerade einen gewissen Geschmack nicht mehr, der sich denn oft, nach gehobner Krankheit, wieder einstellt? Bey Augenkrankheiten fällt eben diese Erfahrung häufig vor. Oft kann man eine gewisse Farbe, einen gewissen Grad des Lichts nicht vertragen. Alle übrigen Farben sieht man ohngefähr, wie andre Menschen, die ein gesundes Gesicht haben. Herr von Haller konnte gewisse Bücher nicht lesen, weil sie

in einer Käsekiste eingepackt gewesen. Bey dieser äussersten Empfindlichkeit, gegen eine gewisse Art von Geruch, roch er doch den sonst unerträglichen Gestank todter, faulender Körper nicht, die er zergliederte.

Vierzehnter Brief.

An Ebendenselben.

Ueber das Empfinden und Gewahrnehmen.

Fühlen und Empfinden ist die einfachste von den menschlichen Seelenäusserungen. Eben deswegen ist sie unbeschreibbar, und ihr Wesen läßt sich nicht in abgeründete logische Erklärungen fassen. Alle Versuche einer richtigen Erklärung und Deutlichmachung des Empfindungsgeschäftes sind fruchtlos gewesen. Empfinden heißt zwar bey den meisten Schriftstellern so viel, als etwas, was gegenwärtig ist, gewahrnehmen. Allein das Gewahrnehmen, oder das Bewußtseyn, daß man einen Gegenstand, als einen besondern Gegenstand unter mehreren andern

dern Objekten auskennet, und ihn dadurch von den übrigen unterscheidet. Nun aber giebt es auch bloße Empfindungen, Perzeptionen; so wie es bloße Vorstellungen, ohne Gewahrnehmung, ohne ein unterscheidendes Bewußtseyn giebt. Der Grund und Boden der Seele besteht, wie Leibnitz richtig bemerkt, aus unwahrgenommenen Vorstellungen.

Die Empfindung eines Dings ist oft so dunkel, und matt, daß sie nicht bis zum unterscheidenden Bewußtseyn erhoben, nicht wahrgenommen, nicht bemerkt wird. Dies ist besonders der Fall, bey den Empfindungen solcher Gegenstände, die aus mehreren Modifikationen zusammengesezt sind; die aber zu viel befassen, als daß jeder einzelne Theil dieser Modifikation wahrgenommen werden könnte. Das fürchterliche Geräusch der Meereswellen besteht aus der Bewegung eines jeden einzelnen Wassertröpfchens. Der ganze Schall ist das Resultat von allen diesen einzelnen Bewegungen, die kein menschliches Ohr einzeln unterscheiden kann. Eben so besteht die Harmonie eines Konzerts aus den mehreren Tönen der einzelnen Instrumente. Ich empfinde die zusammenfließende Harmonie des Ganzen, ohne jeden Ton eines jeden einzelnen Instruments

unterscheidend gewahrnehmen zu können. — Die klare Impreßion eines sichtbaren Gegenstandes ist ebenfalls unstreitig aus einer unendlichen Menge einzelner dunkler Eindrücke der unzehligen Menge von einzelnen Lichtstrahlen, woraus das volle ungespaltene Licht besteht, zusammengesezt. — Diese einzelne dunkele Empfindungen, deren wir uns einzeln nicht bewußt sind; sondern die wir nur bey ihrem Zusammenfluß, und in Verbindung mit einander gewahrnehmen, gehören, — da sie die Bestandtheile klarer Empfindungen sind, worohne keine klare Empfindung daseyn könnte, — unstreitig zu den Empfindungen.

Da es also dunkele Empfindungen giebt, die nicht wahrgenommen werden: so kann das Gewahrnehmen eines gegenwärtigen Gegenstandes das Empfinden auf keine Weise erklären. Freylich ist, — diejenigen Fälle ausgenommen, in welchen man Perzeptionen ohne alle Apperzeptionen hat, das Perzipiren vom Apperzipiren, oder Gewahrnehmen fast völlig ununterscheidbar; weil beydes in einem ungetheilten Augenblick auf einander erfolgt; ohne daß die eine, oder die andere von diesen Aeusserungen vorzüglich unterschieden, und als unterschieden beobachtet werden könnte. — Ohne Grund hat man

daher

daher gegen Leibnitzens Erklärung, der den Ausdruck, und vielleicht auch die Bemerkung des Unterschiedes unter der Perzeption und der Apperzeption, in die Philosophie einführte, — davon er die erstere im Bewußtseyn, daß eine Veränderung mit uns vorgegangen, und die leztere im deutlichen Bewußtseyn, was es für eine Veränderung war, bestehen läßt, — die Einwendung gemacht, daß uns die Empfindung doch nicht sagt; Perzeption sey von der Apperzeption verschieden, und gehe vor der leztern her. Denn die Bemerkung ist wenigstens als genaue Beobachtung des Empfindungsgeschäftes richtig; wenn man gleich das Wesen dieser Verschiedenheit nicht anzugeben im Stand ist.

Es ist eine ziemlich gangbare Untersuchung der Philosophen: Ob das Gewahrnehmen mit dem Aktus des Empfindens nicht etwa völlig einerley: Ob das Gewahrnehmen nicht etwa ein erhöhetes Empfinden mit einer grössern Intensität, Lebhaftigkeit, Feinheit sey? Wenigstens giebt es der Abbt **Condillac** dafür aus. Ein sehr lebhaftes, hervorstechendes Gefühl eines Eindrucks ist, seiner Meinung nach, das Gewahrnehmen. Das scheint es auch, den klärsten Beobachtungen und Erfahrungen

der

der Psychologen zu Folge, wirklich zu seyn. Wenn die Empfindung eines Gegenstandes sehr klar wird, das heißt, wenn ein helles Unterscheiden der empfundenen Sache da ist: so nimmt man die Sache wahr; und man ist sich ihrer bewußt, wenn jenes klare Unterscheiden mit einem klaren Gefühl seiner Selbst verbunden ist. In einer grossen Entfernung kann ein Körper nicht ausgekannt, nicht unterschieden werden. Man lasse ihn, durch Annäherung unsre Empfindungswerkzeuge lebhafter rühren; die Empfindung werde stärker, hervorstechender: sie heftе uns mehr auf sich; — Sie wird Gewahrnehmung. Vielleicht ist etwa das Ausgezeichnete, das Hervorstechende, das Anziehende an einem Gegenstand gerade der Grund, warum man ihn, unter vielen andern vorhandenen Gegenständen, gewahrnimmt.

Gegen diese Behauptung hat man hauptsächlich zweyerley eingewandt. Man hat ihr die Erfahrung entgegengestellt, daß wir gerade alsdenn, wenn die gefühlten Eindrücke am stärksten sind, diese Eindrücke am wenigsten gewahrnehmen. Wenn man ein tresliches Gemählde; oder eine schöne gearbeitete Statue; oder einen andern erhabenen Gegenstand

mit

mit Anstrengung und mit vorzüglicher Intensität der auf den Gegenstand gerichteten Erkenntnißkräfte genau betrachtet: so hat es das Ansehn, als nähmen wir ihn anfänglich gar nicht wahr. Unsre Empfindungswerkzeuge werden von der Erhabenheit und Vortreflichkeit eines solchen Gegenstandes auf einmal zu sehr überströmt, und das Gewahrnehmen wird auf solche Weise, durch die Lebhaftigkeit der Empfindung, erstickt. — Allein hierauf kann geantwortet werden, daß, wenn ein überspanntes, zu lebhaftes Gefühl dem Gewahrnehmen nachtheilig ist, deswegen doch ein gewisser bestimmter Grad der Lebhaftigkeit der Empfindung das Gewahrnehmen ausmachen könne. Es mag sich hier wahrscheinlich, wie bey andern Stücken der menschlichen Natur verhalten, wo das Uebermaas durchgängig die eigentliche Bestimmung zernichtet und aufhebt.

Der zweyte Einwurf betrift das Unterscheiden und Auskommen des Hervorstechenden im Gegenstand und im Eindruck desselben auf das Gefühl. Dieses, sagt man, kann unmöglich zum Wesen der Gewahrnehmung gehören; weil das Unterscheiden, ein Urtheil; das bloße Gewahrnehmen hingegen kein Urtheil ist. — Allein allerdings ist das Gewahrnehmen

men eine Art von Urtheil. Dasjenige, was man gewahrnimmt, wird als eine besondere Sache ausgekannt, und dieser Gedanke, vom Verhältniß dieses Eindrucks zu andern Eindrücken, hat allerdings die Grunderforderniſſe zu einem Urtheil. — Da es auch hier an völliger Evidenz gebricht: so thut man am besten, wenn man kein Endurtheil ausspricht.

In der obigen Erklärung von der Empfindung, die ich gegenwärtig prüfe, hat man auch darinnen einen Fehler finden wollen, daß bey allen Arten von Vorstellungen und Gedanken, die wahrgenommen werden sollen, eine Gewahrnehmung von etwas Gegenwärtigen vorgeht. Ein jedes Objekt, es mag Idee oder wirklicher Gegenstand seyn, muß in uns gegenwärtig seyn. Die Empfindung steht nemlich der Erinnerung an ehemalige Empfindungen; dem Wiederaufwecken gehabter Vorstellungen; den Vorhergehungen, den Arbeiten der Einbildungskraft und des Räsonnements entgegen. Und in dieser Rücksicht ist es freylich ein wesentliches Merkmal der Empfindung, das dasjenige, was empfunden werden soll, gegenwärtig sey. Nur ist das Gegenwärtigseyn kein karakteristischer, eigenthümlicher Zug ein Bild der Empfindung. Auch die

Ideen

Ideen von abwesenden Dingen; gelehrte Vorstellungen, die wir jetzt wieder erneuern; Vorhersehungsvorstellungen der Zukunft; Phantasien, u. s. w., sind unsrer Seele, sobald wir sie denken, eben so gegenwärtig, wie es die Empfindungen sind. Ihre Gegenwart ist uns häufig beschwerlich und ärgerlich. Wir sind oft mißvergnügt, wenn wir an ein genossenes Vergnügen denken, das wir noch jetzt genießen könnten, wenn wir uns nicht, durch unsre Schuld, aus dem Genuß desselben herausgesetzt hätten. So sind uns auch die Ideen von künftigen Zuständen, in die wir über kurz oder lang versetzt werden sollen, oft nur gar zu sehr gegenwärtig. Wir verwünschen ihre Gegenwart, wenn sie uns nichts Gutes prophezeyhen. Ja wir verrichten sogar bisweilen, nach Maasgabe ihrer Gegenwart, Handlungen, die nicht wichtiger seyn können. Der eingebildete Unglückliche, — der in der fernen Zukunft Lasten des Unglücks erblickt, von denen er glaubt, daß sie seine Schultern nicht ertragen können, — sucht in dieser Zerrüttung seines Gemüths zu voreilig, durch Selbstmord, diesen künftigen Martern zu entrinnen; weil er sie zu lebhaft vorempfindet.

Demohn-

Demohngeachtet liegt im Gegenwärtigseyn ein ziemlich eigenthümlicher Charakter der Empfindung; so bald es genauer bestimmt wird. Zur Empfindung, wenigstens zur äussern Empfindung, ist nemlich die Gegenwart des Objekts selbst erforderlich. Sie ist eine bloße Folge eines gegenwärtigen Eindrucks, von einem gegenwärtigen Gegenstand. Ich empfinde also die Sonne, wenn ich sie sehe; oder, wenn ich die Wärme ihres Feuers fühle. Ich stelle mir hingegen ihr Bild und ihre wolthätigen Einflüsse auf unsre Erde vor; wenn ich mich an sie erinnere, nachdem ich sie ehemals empfunden habe, wie sie mir selbst gegenwärtig war. Bey der Reproduktion der Vorstellungen, durch die Erinnerung und die Phantasie, sind die Vorstellungen zwar gegenwärtig. Wie fühlen und empfinden sie. Die Gegenstände aber empfinden wir nicht; so bald diese nicht gegenwärtig sind.

Schon aus diesen Anmerkungen sieht man gewissermaaßen den Grund ein, warum die Philosophen nur sehr unzulängliche Merkmale angeben, mittelst deren Hülfe man wirkliche Empfindungen von Vorspiegelungen der Einbildungskraft unterscheiden kann. Empfindungen, von wirklich ausser

uns existirenden Gegenständen erzeugt, können nur, in einem einzigen Fall, mit Gewißheit für wirkliche Empfindungen angesehen, und folglich ohne Bedenken aus der Klasse der Täuschungen ausgeschlossen werden; ich meyne in dem einzigen Fall, da wir es in unsrer Gewalt haben, den Gegenstand, den wir zu empfinden glauben, mehreren Sinnen zu unterwerfen. Wenn wir also einen Gegenstand z. B. zu sehen glauben, ohne uns sogleich überzeugen zu können, ob wir ihn auch wirklich sehen, oder ob wir getäuschet werden: so können wir dadurch eine untrügliche Probe machen; wenn wir uns Mühe geben, ihn auch mit den übrigen Sinnen, z. B. mit dem Gefühl, durch Betasten, oder mit dem Geruchsorgan zu empfinden. Gesezt also, unser Gesichtsorgan würde getäuscht: so wird sich diese Illusion, durch den Gegengebrauch des Gefühls, oder des Geruchswerkzeuges leicht entdecken lassen.

Aber, wie nun; wenn gewisse Gegenstände nur einem, oder ein Paar von unsern äussern Sinnen empfindbar sind, wenn sie z. B keinen Geruch, keinen Ton, keine schmekbaren Theilchen von sich geben; oder wenn sie zwar fühlbare, schmeckbare,

riechbare, hörbare Beschaffenheiten haben, dabey aber unsichtbar sind; oder wenn sie, umgekehrt, sichtbar sind, aber die übrigen empfindbaren Eigenschaften nicht haben; oder, wenn alle unsre Sinnen, denen der Gegenstand empfindbar ist, auf einmal zu gleicher Zeit getäuschet werden? — In dem Fall läßt sich schlechterdings nicht ausmachen; ob die angebliche Empfindung wirklich die Empfindung eines äussern Gegenstandes; oder ob sie eine bloße Illusion ist?

Zwar wird gewöhnlich gelehrt, die Stärke, Lebhaftigkeit und Schnelligkeit eines Eindrucks, und seine nachdrücklichere Wirkung auf Willensbewegungen, sey ein sicherer Beweis einer wiklichen Empfindung. Die Bilder der Phantasie sollen schwächere und unvollkommenere Vorstellungen seyn, als die Empfindungen der gegenwärtigen Gegenstände selbst. Beydes ist in einigen Fällen ganz richtig. Die Willensäusserungen erfolgen mehrentheils geschwinder, bey wirklichen Empfindungen, als bey bloßen Vorstellungen; weil die lezteren mehrentheils geschwächte Eindrücke sind. Allein die Menge der Vorstellungen, und die öftere und plötzliche Wiederholung ihrer Eindrücke kann dasjenige ersetzen, was den einzelnen Eindrücken an Stärke abgeht. Der

Schwer-

Schwermüthige, — der aus Besorgniß, einem künftigen Unglück unterliegen zu müssen, den Vorhang eigenmächtig wegzieht, der die lange Ewigkeit verhüllet, — stellt sich das herannahende Ungewitter fürchterlicher und lebhafter vor, als wenn er die Wuth desselben abgewartet hätte. Die Bilder seiner Phantasie sind in diesem Fall ungleich wirksamer und lebhafter, als die wirkliche Empfindung selbst gewesen seyn würde; wenn er seinen Nacken unter die kommenden Trübsale geschmiegt hätte. — Der Phänomene des Traums darf ich nicht einmal gedenken.

Ich füge noch eine einzige Behauptung einiger Psychologen bey, die zur Aufklärung des Wesens der Empfindung dienen soll. In dem psychologischen System, — in welchem das Ich, welches wir mit unserm Selbgefühl beobachten und empfinden können; das empfindende, vorstellende und denkende Wesen; die Seele, als eine einfache, mit einem innern Organensystem versehene einfache Substanz angesehen wird, — betrachtet man das Fühlen und das Empfinden gewöhnlich als ein wechselseitiges Rückwirken der Seele auf das Gehirn, oder auf das innere Organensystem. Auf diese Behau-

ptungen haben nicht Beobachtungen, sondern Räsonnements geführt. Die Seele verhält sich nemlich beym Fühlen und Empfinden ganz leidend. Sie nimmt die Eindrücke auf, und stellt sie vor; so wie sie ihr, durch die äusseren Sinnen, und durch die inneren, mit ihr verbundenen Organen, mit denen sie zunächst verbunden ist, überliefert werden. Nun aber findet sich unter den Gesetzen der körperlichen Natur, unter andern auch dieses mit, daß ein jedes Wirken auf einen andern Körper, und folglich das Leiden desjenigen Körpers, auf welchen gewirkt wird, mit einem Rückwirken auf den verändernden oder wirkenden Körper vergesellschaftet ist. Ein Körper wirkt auf einen andern, oder er bringt Veränderungen in ihm hervor. Diese durchs Einwirken erzeugte Veränderungen sind nicht ohne Folgen für den einwirkenden Körper selbst; weil der veränderte Körper rückwirkt, indem er von der Einwirkung des äussern Körpers gereizt wird, und aus einer innern Tendenz nicht rückgewirkt haben würde, wenn er nicht gelitten hätte.

So verhält es sich, sagt **Bonnet**, in der Welt der menschlichen Seelen. Das Gehirn ist, — wie man heutzutage durchgängig zugiebt; wenn man nicht

unphy-

unphysiologisch über die Natur der menschlichen Seele philosophirt, — das Magazin und der Sitz der Empfindungen und der Vorstellungen. Was also die Seele fühlt, ist ausser ihr, im Gehirn. Auf diese inneren Organen wirkt sie, wenn sie bey der Empfindung leidet, zurück; so wie das Rückwirken eines leidenden Körpers auf das Einwirken einer von jenem Körper verschiedenen Kraft zu erfolgen pflegt.

Bey dieser Vorstellungsart kommen, wie man leicht sieht, die beyden extremen psychologischen Systeme zu kurz. Der eigentliche Materialist, der den innern, feinern Organen selbst die Kraft zu empfinden, vorzustellen und zu denken, beylegt, weiß von keiner unkörperlichen gehirnbewegenden Kraft. Und der strenge Monadenpsycholog kann auch mit einem neuern vortreflichen Schriftsteller sagen: Es ist Erfahrung, daß es etwas Leidentliches sey, was die Seele fühlt. Aber wo und in welchem Subjekt ist die gefühlte Modifikation? Nach der reinen Erfahrung können wir nichts anders antworten, als dies: Sie ist im Menschen, oder im Seelenwesen. Zuverläßig aber, in welchem Theil von uns? Kann sie nicht eine Modifikation der unkörperlichen Seele

seyn; eine Bestimmung, Einschränkung ihrer Kraft, die doch allemal mit einer entsprechenden Beschaffenheit des Gehirns vergesellschaftet ist? Kann die Seele sich nicht selbst fühlen; sich nicht unmittelbar fühlen, da sie sich selbst doch näher ist, als ihr Gehirn? Können nicht beyde Veränderungen, die materielle Gehirnsbeschaffenheit, und die immaterielle Modifikation der Seele zugleich, für das unmittelbare Objekt des Gefühls angenommen werden? (Herrn **Tetens Philosophische Versuche**. Band I. S. 25 .)

Funfzehnter Brief.

An Ebendenselben.

Ueber die Vorstellungen und über die Ideen. — Klare und dunkle Vorstellungen *).

Sie haben also noch immer Lust, eine kurze Entwickelung der Grundbegriffe der ganzen Philosophie

*) Ich folge, in der Bestimmung dieser Ausdrücke einem der scharfsinnigsten Entwickler der Seelenoperationen.

losophie in meinen Briefen zu lesen. Sie machen mir zur Fortsetzung dieser Aufsätze Muth genug; da ich sie nicht über Dunkelheit und Trockenheit klagen höre. Sie sind vielleicht von der Wichtigkeit dieser Auseinandersetzungen, wie von der angebohrnen Trockenheit der hier vorkommenden Gegenstände gleich fest überzeugt. Bleibt Dunkelheit zurück: so ist es die Schuld des Auseinandersetzers. Mir geht's hier ohngefähr, wie dem Mathematiker, der mit seinen ersten, einfacheren Begriffen eben so schwer fertig wird. Er übergeht sie aber, wenn er anders ehrlich ist, nicht; ohne sie deutlich zu entwickeln. Der Philosoph kann es um so viel weniger, weil die Begriffe von Empfindung, Gewahrnehmung, Vorstellung, Idee die ganze Philosophie durchkreuzen.

Gleich bey der Erklärung der Vorstellungen tref ich eine Verschiedenheit in der Sprache an, die mehrere Philosophen, nach der Verschiedenheit des Begrifs, den sie von der Seele für richtig halten, zu reden pflegen. Einige nemlich halten die einfa-

tionen, Herrn Prof. Tetens (Philos. Vers. B. 1. Vers. 1.) und denen Philosophen, welchen dieser Schriftsteller folget. Andre definiren anders.

che Seele für die Niederlage der Vorstellungen. Andre versetzen sie in die innere Seelenorganen, in die Vorstellungsmaschine. Ich habe mich an die Sprache der Letzteren gewöhnet. Es sey mir erlaubt, sie auch hier zu reden; ehe noch die strittige Frage entschieden worden, welche von beyden Vorstellungsarten des Seelenwesens, nach Erfahrung und Beobachtung, die richtige ist. Vielleicht ist es nun auch ohnehin ausser allen Streit gesetzt, daß gewisse körperliche Veränderungen und Beschaffenheiten im Gehirn vorhanden sind, wenn wir Vorstellungen gewahrnehmen. Blos das ist noch nicht völlig ausgemacht, was die Vorstellungen im Gehirn sind, ob sie neue Anspannungen der Gehirnfibern; ob sie solche Bewegungen derselben sind, die den ersten Bewegungen bey den Eindrücken ähnlich sind; oder ob die ersten Bewegungen fortdauren; ob nicht das unkörperliche Seelenwesen ebenfalls bey den Vorstellungen gewissermaßen modifizirt, seine Kraft dabey bald eingeschränkt, bald erweitert, bald anders gerichtet wird, u. s. w.?

Alle Modifikationen, die auf unser denkendes Wesen die nächste Beziehung haben; alle durch die äusseren Sinne ankommenden Eindrücke; alle inne-

re

re Empfindungen, Zustände und Veränderungen; alle angenehme und unangenehme Gemüthzustände, — fliegen nicht wie ein Pfeil durch die Seele, der in der zertheilten Luft keine Spur seines Fluges zeichnet. Die Seelenmodifikationen lassen in den inneren, unsichtbaren Organen des Gehirns gewisse bleibende Wirkungen oder Spuren zurück, die, nachdem sie leiser oder tiefer gezeichnet werden, eine längere oder eine kürzere Zeit fortdauren. Man muß unter diesen Spuren, und unter den Gegenständen, die sie verursacht haben, d. h. unter den Gegenständen der Empfindungen der äussern und der innern Sinne wenigstens die Aehnlichkeit unter Ursache und Wirkung annehmen, die, worinnen sie auch liegen, und so unkennbar sie auch seyn mag, doch vorhanden seyn muß; so lang man von Ursach und von Wirkung redet.

In einigen Systemen hat man diese Aehnlichkeit offenbar zu hoch angesetzt; und die Idealisten haben dadurch zu einem Einwurf Gelegenheit bekommen, der den neuern Schottländischen Bestreitern des Idealismus unwiderleglich geschienen hat. Vielleicht würde der Bischof Berkeley, in den Augen vernünftiger Prüfer, nicht über seine neuen

Gegner siegen; wenn Reid und Beattie ihm nicht in diesem falschen Argument Recht gegeben hätten, womit er unter andern das Daseyn der Körperwelt zu bestreiten sucht. Es kann keine Körperwelt geben, sagt Berkeley; weil unsre Empfindungen den Gegenständen ausser uns, und ihren Eigenschaften gar nicht entsprechen. Unsre Empfindungen sind Veränderungen eines empfindenden Wesens, und mehrentheils mit Lust oder mit Unlust vergesellschaftet. Nun aber sind die Gegenstände der Körperwelt, wie die Dogmatiker selbst behaupten, größtentheils ohne Empfindung, ohne Leben, und daher auch des Vergnügens sowol, als des Schmerzens ganz und gar unfähig. Da das ist, da unsre Empfindungen, als Wirkungen, von den Eindrücken der Körper, den wirkenden Ursachen, so unendlich verschieden sind: so hat man keinen Beweis mehr für das Daseyn der Körperwelt übrig, und es kann daher auch keine Körper ausser uns geben.

Ich wüßte diesem Schluß des Idealisten nichts erhebliches entgegen zu setzen; wenn es ein unwidersprechlicher Grundsatz wäre, daß die Wirkungen den Ursachen gleich seyn, und folglich die Empfindungen

dungen den Körpern und ihren Eigenschaften vollkommen entsprechen müßten. Zum Glücke ist es ein Satz, der nicht nur nicht Grundsatz ist; sondern dessen Falschheit auch eine jede Erfahrung aufdeckt. Jetzt, da der Morgen aufdämmert und die Sonne die Erde erleuchtet, fällt Sonnenlicht auf mein Papier; ich erkenne die drauf gemahlten Zeichen. Eben diese Strahlen fallen auf die Blumentöpfe, erwärmen den Saft, dehnen die Kanäle der Pflanze aus, und der Saft steigt in den Kanälen empor, und drehet sich in diesem Kreislauf wieder herum. Auch dünstet das Wasser im Glas durch Einwirkung der Sonnenstrahlen ab, und die aufgelößten Salze schiessen in Krystallen an. Ist nun die Sonne den erleuchteten Buchstaben auf dem Papier; dem erwärmten Saft in den Blumenkanälen; dem Dunst des verfliegenden Wassers gleich? Wer würde irgend eine Wirkung; wer würde eine Körperwelt glauben können; wenn das Gleichseyn der Wirkung und der Ursache ein nothwendiges Erforderniß eines Kaussalverhältnisses wäre? Wie können die streitenden Schottländer an das Daseyn einer Körperwelt glauben, wenn sie dem Idealisten diese Falschheit als Wahrheit durchwischen lassen; und, was das ärgste ist, wenn sie ihm sogar in dieser Behauptung Recht geben?

Unter

Unter den Gegenständen der Empfindungen; unter den Empfindungen selbst, und unter den inneren Spuren, die sie zurücklassen, findet sich vielleicht wenigstens diese Aehnlichkeit, daß ganz verschiedene, ungleichartige Gegenstände nicht dieselbigen, oder gleichartige Spuren zeichnen können. Die übrigen ähnlichen Züge kennet man nicht genau.

Diese von unsern äusseren und inneren Empfindungen, oder von den Modifikationen des äussern und des innern Sinnes in unsern inneren Organen gezeichnete Spuren, oder zurückgebliebene Wirkungen, heissen Vorstellungen; so bald dieser besondere Umstand mit ihnen vergesellschaftet ist, daß wir sie, wenn sie im Gedächtniß ruheten, und wir uns ihrer nicht bewußt waren, wieder nach Belieben aus ihrer Ruhe erwecken, aus dem Gedächtniß hervorziehen, und uns ihrer bewußt werden können. Dies Vermögen, die Spuren wieder aufzuwecken, selbst wenn die ersten Ursachen nicht mehr wirken, hat der Mensch, wenn nur jene Spuren den inneren Organen anfänglich tief genug eingedrückt waren. Ich rufe mir mit Vergnügen die gestrigen Auftritte in der aufgeheiterten Gesellschaft, deren Glied ich war, zurück. Ich sehe die frohen

Gesell-

Gesellschafter nicht vor mir. Die Seele hingegen erneuert ihr Andenken; zieht die zurückgebliebenen Spuren wieder hervor, und bildet sich gleichsam den ganzen ehemaligen Zustand nach.

Dieses Hervorziehen ehemals gezeichneter Spuren giebt dem gegenwärtigen Zustand des innern Organensystems gleichfalls neue Modifikationen. Allein gerade der Umstand, — daß neue Modifikationen auf alte vorhergegangene Veränderung in den inneren Organen die ganz besondere Beziehung haben, daß sie nur Aufweckungen, Auswickelungen schlafender oder eingewickelter Spuren, oder Abdrücke vorhergehebter Modifikationen sind, — macht sie zu Vorstellungen. Und zwar wird die Seele, beym Hervorziehen der Spuren, die von den Empfindungen der äusseren Sinnen gezogen worden sind, auf die äusseren Ursachen unsrer Empfindungen, auf die Gegenstände hingewiesen, die wir als Gegenstände empfunden haben, die ausser uns vorhanden sind. Werden hingegen Spuren wieder erweckt, deren Zeichnung wir dem innern Sinn zu verdanken haben; z. B. die Vorstellungen von unsern inneren Thätigkeiten und Kräften: so bilden sie uns abermals

mals unsere eignen Kräfte, Thätigkeiten und Veränderungen ab.

Ist diese Auseinandersetzung richtig: so wird man die Vorstellungen unmöglich, mit einigen alten und neuern Weltweisen für wirkliche Wesen ansehen können, die von der Substanz der Seele getrennt, für sich bestehen sollen. In einigen Systemen der Fibernpsychologen sind die Vorstellungen freylich etwas, was sich ausserhalb des einfachen denkenden Wesens befindet. Es sind Modifikationen der inneren Seelenorganen. Dieses, und das eigentlich materialistische System, welches die einfache Seelensubstanz ganz aus dem Haus herauswirft, scheinen gleich Recht zu haben. Die Platoniker aber und einige Anfänger von Des-Cartes, denen hier eigentlich widersprochen wird, halten die Ideen für eigenthümliche für sich bestehende Wesen, die vor der Seele herumschweben, um gleichsam von ihrem Aug angesehen zu werden. Diese Meinung beruhet ganz auf den Vorstellungen, vom Ursprung der menschlichen Seele, und von der Vereinigung derselben mit dem Körper. Plato schöpfte die menschlichen Seelen aus dem Meer der göttlichen Substanz selbst

aus, und Malebranche ließ alle unsre Vorstellungen uns von der Gottheit selbst zugeschickt werden.

Unter den Vorstellungen und unter den Ideen machen viele Philosophen einen Unterschied; wiewol sie nicht alle dieselbigen Unterscheidungsmerkmale angeben. Einige sagen: Aus den Vorstellungen werden Ideen, wenn zu den Vorstellungen noch das Bewußtseyn, Gewahrnehmen, Unterscheiden hinzukömmt. Idee ist also eine Vorstellung mit Bewußtseyn; ein Bild, welches von andern Bildern unterschieden wird. Ich weis nicht, ob das Bewußtseyn und Gewahrnehmen von den Vorstellungen so abgesondert ist; wie es bey den Empfindungen wirklich getrennt liegt. Vorstellung und Bewußtseyn scheint in der Natur euf das genaueste und innigste mit einander verbunden zu seyn. Es läßt sich nicht leicht denken; daß die Seele mit Vorstellungen arbeiten, sie verbinden, trennen, auseinandersetzen, zusammenlegen soll; ohne diese Bilder in sich gewahr zu nehmen und dafür zu erkennen, was sie wirklich sind; wiewol es unläugbar ist, daß es auch, unter gewissen Bestimmungen, dunkle Vorstellungen giebt.

Andre Weltweisen, unter welchen Hume der vornehmste ist, machen die wirkliche Reproduzibilität der Vorstellungen zu ihrem Unterscheidungsmerkmal von den Ideen. Sie nennen also diejenigen Vorstellungen Ideen, die man nach eigener Willkühr, auch ohne äussere Veranlassung erneuern kann, so oft und wenn man will. — Wenn es einmal ausgemacht ist, daß die Seele diese Kraft hat: so würde man über ein Wort streiten; wenn man diesen Sprachgebrauch für falsch erklären wollte. Mir scheint indessen jene erste Bestimmung des Begrifs einer Idee auch daswegen annehmlicher und richtiger; weil dabey der Begrif von der Vorstellung seine charakteristischen Merkmale behält; da die letzteren Philosophen wenig bestimmtes von den Vorstellungen zu sagen wissen. — Diese Anmerkungen war ich blos der philosophischen Genauigkeit schuldig, die ich nicht gern aus den Augen setze, wenn ich Grundbegriffe feststelle. Ich selbst werde wie die mehresten Philosophen, die Ausdrücke, Vorstellung, Idee, Gedanke, mehrentheils als gleichbedeutende Wörter gebrauchen.

Der Streit über die Frage; — Ob der Mensch dunkele Begriffe, Vorstellungen, Ideen hat? — ist, seit Leibnitzens Zeiten zu berühmt, und hat in die nächste Untersuchung zu großen Einfluß, als

daß

daß ich nicht auf ihn zurückkommen sollte. Das eigne Bewußtseyn eines jeden wird den Streit sogleich entscheiden; so bald er die Frage versteht. Diese muß dahin bestimmt werden: Hat die Seele Begriffe, Vorstellungen, Ideen, Gedanken, deren Gegenwart sie nicht gewahrnimmt, bey denen sie sich nicht bewußt ist, daß sie sie denkt? Mehrere Gestalten, unter welchen die menschliche Seele sich uns zeiget, lehren die gewisse Bejahung dieser Frage. — Eine vorläufige Bemerkung, die man durchaus zu übersehen pflegt, hilft den Sinn derselben genau bestimmen, und lehret auch die Zeit zur Veranstaltung des Experiments. Es ist nemlich nicht von dem ungetheilten Augenblick die Rede, in welchem sie sich einer Sache bewußt ist, wenn sie über sie vorsetzlich reflektirt. Denn in demselbigen Augenblick, da man denkt, denkt man nie daran, daß man denkt; in dem Augenblick, da man sich einer Sache bewußt ist, ist man sich nicht zu gleicher Zeit bewußt, daß man sich ihrer bewußt ist. Wenn wir über etwas reflektiren: so können wir nicht, in demselbigen ungetheilten Moment zugleich über uns reflektiren, daß wir reflektiren.

Dies ist Erfahrung, worinnen auch der Grund übrigens liegen mag, den man zwar ohne Mühe in

den eingeschränkten Denkkräften der menschlichen Seele finden kann. Es scheint nemlich, allen Beobachtungen zufolge, die Seele könne, — wenn sie eine von ihren Kräften auf einen gewissen Gegenstand vorzüglich richtet, und sich gleichsam ganz auf diesen Gegenstand verwendet, — sich nicht zu gleicher Zeit mit eben der Anstrengung auch auf andre Gegenstände verwenden. Ihre Kräfte sind durchaus eingeschränkt. Werden sie auf einen Gegenstand hingerichtet; beschäftiget sie sich mit der anhaltenden, innigen Betrachtung einer Idee; wie will sie sich nun in demselbigen Augenblick auch auf ihre eigne Thätigkeit, auf ihr Bewußtseyn vertheilen? Thut sie es: so entwischt ihr der Gedanke, der sie beschäftigte. Sie wird sich nun zwar ihrer Thätigkeit bewußt; aber sie denkt nun nicht mehr, und kann es auch nicht, ohne sich selbst zu täuschen, daß sie sich auch eines andern Dings bewußt sey, daß sie auch etwas anderes denke. — In diesem strengen Verstand sind die allerklärsten, hellesten und deutlichsten Gedanken freylich lauter Gedanken ohne ein gleichzeitiges Bewußtseyn, daß man sie denkt.

Keine Erfahrung ist hier lehrreicher, als diejenige, die ein Meditirender, nach einer anhaltenden

Medi-

Meditation, an sich selbst machen kann. Am Ende der Untersuchungen wissenschaftlicher Materien steht man, wenn man seine aufgeschriebenen Gedanken wieder überlieset, selbst bey sich an, ob man das auch gedacht, was man während der Meditation aufgeschrieben hat. Man frägt sich selbst, wie man auf den Gedanken gekommen. Und wenn man, gleich nach geendigter Untersuchung, einen andern das ganze Produkt des Meditirens ablesen ließe: so würde man die Beymischung fremder passender Gedanken, die der Lesende nach Belieben einschieben könnte, und die Weglassung eigner Gedanken gar nicht bemerken.

Unsre Frage hat diesen strengen Sinn nicht. Sie geht blos auf das Bewußtseyn überhaupt, daß man denkt, daß die Seelenkräfte thätig und wirksam sind; und auf das Bewußtseyn, daß man gehabte Gedanken gehabt. Das leztere aber darf nicht auf die ganzen Ideenreyhen ausgedehnt werden.

Daß wir nun, nach dieser Bestimmung, dunkele Ideen haben, lehren vorzüglich die Geschicklichkeiten und Verrichtungen, die wir ohne Ueberlegung, ohne den Gedanken, daß wir sie vollbringen, aus-

 üben.

üben. Die Zahl dieser Handlungen, die wir gleichsam blos mechanisch, ohne die geringste Aufmerksamkeit, verrichten, ist größer, als die Anzahl derer Unternehmungen, die wir nach vorhergegangenen oder nach gleichzeitigen klaren Vorstellungen ausführen. Wir gehn, sagt der vortrefliche Verfasser des psychologischen Versuchs, wir essen, wir schreiben, wir spielen, ohne an die Bewegungen unsrer Beine, unsers Gaumes, unsrer Hände oder Finger zu denken. Die eben so wunderbare, als uns natürliche Bewegung des rechten Arms, — wenn der Körper, nach der linken Seite zu fallen, in Gefahr ist, — scheint ohne unsre Ueberlegung, ohne ausdrückliches Darandenken zu geschehn. Wie viele sehr abgemessene, bestimmte und mannigfaltige Bewegungen macht nicht der Musiker, der Tänzer, der Fechter, ohne alles Ueberlegen? Und noch mehr die Nachtwandler! Wie viel sonderbares liegt in ihren Träumen. Wir können schlafend sehr lange Unterredungen halten. Wir fragen; wir bekommen Antwort, und bemerken nicht, daß wir sie selbst diktiren.

Noch mehr; wir reden; wir urtheilen; wir denken nach; alles wachend, ohne es uns bewußt

zu

zu seyn. Und noch mehr: Es giebt Bewegungen, welche wir so sehr gewohnt sind, mechanisch zu verrichten, daß, wenn wir unsre Aufmerksamkeit auf sie richten wollen, wir sie schlecht, oder auch gar nicht verrichten können. Wenn man auf dem Violon eine Arie sucht, die uns sehr bekannt war, aber jezt meistentheils entfallen ist: so wird man sie weit eher finden, wenn man die Finger, ohne Ueberlegung, auf dem Instrument fortlaufen läßt, als wenn man sie mit Ueberlegung wieder finden will. — Eben so verhält es sich, wenn wir lesen. Wir werden da fast nur allein von den Worten und gar nicht von den Buchstaben gerührt. Wir müssen aber doch Vorstellungen von ihnen haben; weil die Vorstellungen der Wörter von ihnen, und von diesen alsdenn die der Ideen abhangen. Die Vorstellungen der Buchstaben sind aber nur sehr schwach und dunkel.

Gleich beym ersten Blick auf diese Beyspiele muß es einem einleuchten, daß dieses lauter gewohnte Verrichtungen sind, die nach Maasgabe dunkler Vorstellungen gethan werden. Dies war auch ein Hauptgebrauch, den der große Leibnitz, der mit Recht manches aus den dunkeln Ideen ableitete, von den Vorstellungen machte, die nicht zum unterschei-

denden Bewußtseyn gelangen. Aus ihnen erklärt er die Phänomene bey den Gewohnheiten und Fertigkeiten. Nur die Entstehung der gewohnten Handlungen läßt sich vielleicht nicht ganz richtig aus den dunkeln Ideen herleiten. Denn ehe wir Gewohnheiten überkommen, zu Fertigkeiten gelangen, und solche Handlungen verrichten, bey denen wir uns der Art nicht bewußt sind, wie wir sie allemal vornehmen, müssen wir mit der größten Aufmerksamkeit auf die Verrichtungen Acht geben, die wir uns angewöhnen wollen. Das Kind erhält, wenn es schreiben lernen will, alle Augenblicke vom Schreibemeister die nachdrückliche Ermahnung, auf die vorgezeichneten Züge Acht zu geben, die es nachzeichnen soll. Der Tänzer muß ebenfalls jeden Tritt mit dem klärsten Bewußtseyn thun, eh' er ein geübter Tänzer wird. Dem Tonkünstler kostet es anfänglich Mühe, die Klaves und die Griffe nicht zu verfehlen; — wenn gleich das Kind, der Tänzer und der Musiker am Ende, nach erlangter Fertigkeit, auf die Stücke gar nicht mehr aufmerksam sind, worauf sie ehedem ihre ganze Aufmerksamkeit richten mußten.

Daß sich die gewohnteste Verrichtung, ohne alle Vorstellung, vollbringen lasse, läßt sich nicht

denken. So lang der Mensch blos als Maschine betrachtet wird, ohne als eine beseelte Denkmaschine angesehen zu werden; so lang läßt sich nicht von Fertigkeit, von erworbener Leichtigkeit im Handeln reden. Am Ende verrichtet er zwar die wunderbarsten Handlungen, ohne sie nach klaren Entschlüssen und Vorstellungen zu verrichten. Die erlangten Gewohnheiten verdunkeln allmälig unsre klaren Begriffe, die anfänglich mit der größten Helligkeit gedacht wurden, wie wir sie uns geläufig machten.

Sehr richtig ist daher die Bemerkung, daß Gewohnheiten und Fertigkeiten, wenn sie gleich beynahe mechanisch scheinen, doch nicht mechanisch sondern zu Folge dunkler Vorstellungen ausgeübt werden. Unsre Seele, sagt Hr. **Eberhard**, würde durch wiederholte Handlungen nicht mit einer geringern Aufmerksamkeit zu gewissen Verrichtungen geschickt seyn. Sie würde sich nicht unvermerkt zu der Art von Gegenständen, der sie gewohnt ist, neigen; der Körper würde nicht durch Uebung die Fertigkeit erlangen, so zu sagen, für sich selbst gewisse Verrichtungen vorzunehmen; — wenn die Vorstellungen, womit die Seele vormals wissentlich solche Uebungen begleitete, seitdem sie unbemerkbar

 geworden,

geworden, vertilgt wären. Aber eben durch die Wiederholung derselben hat die Seele zu einer gegebenen Handlung an Menge der Vorstellungen gewonnen, was bey der Fertigkeit derselben am Licht abgeht, und dieser Tausch ist gerade dem Begehren der Seele, und dem Bewegen des Körpers so vortheilhaft. — Eben so läßt sich von den Gedanken des Aristoteles Grund angeben, daß wir durch öfteres Verrichten derselben Handlung, sie immer besser verrichten lernen. Indem wir nach und nach nicht mehr nöthig haben, auf einige Theile derselben so viel Aufmerksamkeit zu wenden; so können wir diesen Theil, der übrig bleibt, auf neue Theile des Werks richten, die wir noch nicht bemerkt, durch deren Bemerkung aber dasselbe einen neuen Grad der Vollkommenheit erhält. Ohnedem ist es sehr bekannt, daß die Phantasie der Klarheit eines Gedanken oder einer Empfindung nachhilft. Wenn man einmal eine Fertigkeit im Lesen erworben hat: so kann man sogleich zum folgenden Wort hinüber eilen, ohne daß man die mittlere unb die leztere Buchstaben des ersten Wors, mit Genauigkeit und Aufmerksamkeit, anzusehen bedarf. Die Phantasie macht die Wörter voll, deren Umfang man blos kennt.

kennt. Denn die Komplemente liegen dunkel im Kopf. Sie associiren sich, ohne daß man sich dieser Operation bewußt wird.

Aus diesem allen folgt: die Seele hat Vorstellungen, deren sie sich nicht bewußt ist, und sie handelt häufig nach dergleichen dunkeln Vorstellungen. Warum sollen dunkle Vorstellungen nicht auch Vorstellungen heissen, da sich das Bewußtseyn und die Klarheit derselben nicht blos durch die Abstraktion von der Vorstellung absondern läßt; sondern, da die Erfahrung das Daseyn dunkler Vorstellungen auch klar beweiset. Ohnehin scheint es bey menschlichen Denkkräften gar nichts widersprechendes, sich etwas vorzustellen, und doch nicht klar zu wissen, daß man es sich vorstellt. Der Erfolg lehrt es ja am deutlichsten, daß man sich etwas vorgestellet hat, wenn man sich gleich nicht bewußt war, daß man es sich vorstellete.

Man hat diese Lehre von den dunkeln Ideen bisweilen, durch Konsequenzenmacherey, mit dem Geist des Spotts lächerlich zu machen gesucht. Man hat gesagt: wenn es dunkle Vorstellungen giebt: so sind wir nicht mehr im Stand, uns von unsern eigenen Gedanken Rechenschaft zu geben; weil es

 möglich

möglich ist, daß wir gerade zu der Zeit eine Vorstellung haben; da wir sie nicht haben. Auch soll uns diese Lehre alle Herrschaft über unsere Gedanken und Begierden benehmen. Denn wie können wir, sagt man, das regieren, wovon wir nichts wissen; und wie können wir vor die Güte unsrer Gesinnungen und Absichten stehen, wenn es möglich ist, daß wir gerade zu der Zeit die schlechtesten und niedrigsten haben, da wir uns von den besten und edelsten beseelt zu seyn glauben? — Allein bey diesem Einwurf, wird der richtige Gesichtspunkt nur in dem einzigen Stück verrückt; daß in der Behauptung dunkler Vorstellungen die Rede nicht von der Wirklichkeit dunkler Ideen ist, während dem sich die Seele mit klaren Vorstellungen beschäftiget. Und doch wird diese Meinung den Vertheidigern der dunkeln Vorstellungen untergeschoben. Man könnte auf dieses Räsonnement repliziren; daß, wer so urtheilt, gerade in dem Fall seyn müsse, der im Räsonnement vorausgesetzt wird. Er glaubt richtig zu urtheilen; urtheilet aber zum Unglück unrichtig.

Am allerwenigsten hat das Daseyn dunkler Empfindungen, Vorstellungen und Ideen, Schwierigkeit; wenn man auf ihre Entstehungsart hinsieht.

sieht. Die meisten klaren Eindrücke entstehen, wie bemerkt worden ist, aus einer unendlichen Menge dunkler Impressionen. Die dunkeln Vorstellungen sind die Brücken zu klaren Gedanken. Wir nehmen oft mancherley Züge an den Dingen im Ganzen wahr, ohne sie einzeln unterscheiden, ohne uns ihrer einzeln bewußt werden zu können.

Sechzehnter Brief.

An Ebendenselben.

Denkt die Seele beständig? — Kann sie in einem ungetheilten Augenblick mehr als eine Vorstellung haben?

Geht die Folge der Vorstellungen einer menschlichen Seele in diesem Leben ununterbrochen fort? Denkt die Seele beständig? Oder sezt sie dieses Geschäfte auch bisweilen aus? — Die Antwort auf diese Frage hat ganze philosophische Schulen getheilt. Des-Cartes ist, so viel ich weiß, der erste, der auf die Untersuchung dieser Frage verfiel;

oder besser, durch dessen Untersuchung die Philosophen auf dieses Problem aufmerksam gemacht wurden. Dem Mechanism seines ganzen Systems zufolge mußte er die Frage bejahen. Er ließ nemlich das Wesen der Seele im Denken bestehn; weil er die menschliche Seele ebenfalls zur Klasse der Geister zehlte; und zwar, nach der verfeinerten Idee von der reinen Geistigkeit, die kein Philosoph vor ihm so fein gedacht hatte. Dem Geist, behauptet Des-Cartes, ist das beständige Denken eben so wesentlich, wie dem Körper das Ausgedehntseyn wesentlich ist. So lang also die Seele, Seele ist; so lang sie ihr Wesen behält, muß sie beständig denken; und höret sie einmal auf zu denken, so hört sie auch auf zu existiren.

Locke ließ sich, in seinem Versuch über den menschlichen Verstand, ebenfalls auf diese Materie ein. Er hatte sich aber zu sehr gewöhnt, sich in seiner Philosophie von Beobachtungen und Erfahrungen leiten zu lassen, als daß er den Cartesianern in ihrer Voraussetzung und in der Folge beytreten konnte. Er läugnete also, daß das Denken das Wesen der Seele ausmache. Ihr Wesen, sagt Locke, besteht im Vermögen zu denken. Vermögen und Kräf-

te

es sind aber nicht nothwendig thätig und wirksam. Und den Fall, in welchem sie nicht thätig sind, muß die Erfahrung entscheiden. Den Menschen lehrt es seine eigne Erfahrung, daß sich seine Denkkraft nicht immer thätig äussert. Im tiefen, traumlosen Schlaf wird die Folge von Vorstellungen ganz unterbrochen. Man kennet Beyspiele von Menschen, die in ihrem ganzen Leben hindurch gar keinen Traum gehabt, und die folglich während ihres Schlafes gar nicht gedacht haben. Ausserdem, so genießt ja jeder Mensch, wenigstens in gewissen Stunden, das Glück eines traumlosen Schlafs.

Des-Cartes hatte sich gegen diesen Einwurf schon einigermaaßen, durch seine Eintheilung der Ideen in klare und dunkle Begriffe, geschützt. Er hatte schon gelehrt: die Seele könne denken, ohne zu wissen, daß sie denkt; oder sie könne Modifikationen ohne Bewußtseyn haben. Er begriff unter dem Denken nicht blos die Beschäftigung der Seele mit klaren Vorstellungen, deren Gegenwart sie sich bewußt ist; sondern er rechnete auch den Zustand dunkler Begriffe zum Zustand des Denkens. Auf solche Weise behielten die Carteslaner gegen Locke's Erinnerungen immer einige Ausflüchte übrig, bey denen

denen sie nicht leicht weiter verfolgt werden konnten.

Wie Leibnitz seinen schätzbaren Kommentar über Locke's Versuch schrieb, war er genöthigt, ebenfalls auf diesen Streitpunkt zurückzukommen. Wenn er sein System nicht vergessen wollte: so mußte er sich nothwendig zur Meinung des französischen Philosophen halten. Er fand sich nemlich, bey seinem System der vorherbestimmten Harmonie, in einer gewissen Verlegenheit, die Art begreiflich zu machen, wie die Seele wieder anfangen könne zu denken, wenn sie zwischendurch zu denken aufhöret. Da sich, nach seiner Hypothese, alle menschlichen Begriffe von selbst aus der menschlichen Seele, — die die Gottheit gleich bey ihrer Schöpfung mit dem ganzen Vorrath von Begriffen versehen hat, — herauswickeln; da der Körper nicht in die Seele, und die Seele nicht gegenseitig in den Körper wirkt: so hätte Leibnitz allemal zu einem Wunder seine Zuflucht nehmen müssen, wenn er die neue Thätigkeit einer völlig abgeloffenen Uhr erklären wollte. Wenigstens findet der Harmonist bey diesem Stück unüberwindliche Schwierigkeiten, wenn der Influxist schon in seiner Hypothese ohne Mühe die ganze Erklärung findet. Gegen Locke's Einwurf, —

wurf, daß sich doch jeder Mensch bewußt sey, er habe nicht beständig Vorstellungen, — erinnert sein deutscher Kommentator; die Seele habe mehrere Vorstellungen, die selbst auf ihre Handlungen Einfluß haben, ohne daß diese Vorstellungen, wenn sie gleich wirksame Triebfedern zu Handlungen sind, zu einem deutlichen und unterscheidbaren Bewußtseyn der Sele gelangen.

Man sieht aus der ganzen Geschichte dieses Streits; daß er am Ende auf die Verschiedenheit der Begriffe hinausläuft, die diese Partheyen mit dem Wort — Denken — verknüpfen. **Des-Cartes** und **Leibnitz** verstehen unter dem Denken, nicht blos die Vorstellungen, deren Gegenwart man sich bewußt ist; sondern auch die Beschäftigung mit dunkeln Begriffen. **Locke** hingegen nennt blos die Bearbeitung klarer Vorstellungen, Denken. — Aus diesem Licht betrachtet haben beyde Parthien Recht. Denn, wenn, nach der Meinung der erstern, auch der Zustand dunkler Vorstellungen unter dem Denkgeschäfte mitbegriffen seyn soll: so ist es höchst wahrscheinlich, daß die Seele beständig denkt; weil es nach Maasgabe vieler Beobachtungen höchst wahrscheinlich ist, daß selbst im tiefsten Schlaf, und in

der höchsten Ohnmacht gewisse dunkle Vorstellungen in der Seele bleiben.

Van Swieten erzehlt den merkwürdigen Vorfall, der sich mit einem Mann ereignete, der den Gebrauch seiner Sinnen und das Bewußtseyn seiner selbst verlor; wie er eben seinem Bedienten einen Befehl ertheilte. Dieser traurige Zustand der Sinnlosigkeit und die Beraubung des Bewußtseyns währete lang. Endlich wurde die Gesundheit des Unglücklichen wiederhergestellt, und er setzte den Befehl gerade da fort, wo er ihn abgebrochen hatte, wie er sein Bewußtseyn verlor. — Folgendes Beyspiel wird an einem andern Ort erzehlt. Ein Student schob Kegel. Mitten unter dem Spiel, fiel er Empfindungs und Bewegung los nieder. Man holete einen Arzt; Die zu enge Halsbinde wurde losgemacht; Der Kranke fieng an zu reden, und seine Rede war die Fortsetzung der Sache, die er halb gesagt hatte, eh' er hinfiel. — Auch ist die Beobachtung sehr gemein; daß, wenn man aus einem sanften Schlaf erwacht, der Seele gerade diejenigen Ideen wieder gegenwärtig sind, mit denen sie sich, beym Einschlafen, beschäftigte.

Diese

Diese Fakta lehren, daß die Seele selbst, wenn sie kein Bewußtseyn hat, doch nichtganz unthätig ist, zumal, wen mann noch einige andere psychologische Beobachtungen hinzunimmt, wo Menschen in tödlichen Ohnmachten, in der Bearbeitung einer Idee, die sie sich beym Hinsinken in die Ohnmacht mit Klarheit dachten, weiter fortrückten, welches sich aus dem Anfang ihres Gespräches, beym abermaligen Lebendigwerden des erstarreten Körpers abnehmen ließ. Nur hat man auch hier die Erfahrungen zu gierig zusammengeraft, und zu voreilig gefolgert, was aus den Erfahrungen, so fern sie richtig angestellt werden, nicht folgt. So hat man sich zur Unterstützung dieser Behauptung zuweilen auf die Erfahrung berufen, daß man gewöhnlich aus dem Schlaf, um eine gewisse Zeit erwacht, wenn man sich am vorigen Abend fest vorgesetzt hatte, um diese Zeit aufzustehn. Man folgert aus dieser Erscheinung, der gefaßte Entschluß müsse die ganze Zeit, da man schlief, in der Seele lebendig fortgedauret haben; wenn der ganze Mensch gleich vorher in den festesten Schlaf begraben war. — Ich weiß nicht, ob irgend jemand dieses auch an sich erfahren hat, was hier als unläugbare Erfahrung angenommen wird. Und, wenn sich denn nicht alle

Umstände wirklich so finden: so folgt auch nicht, was man aus ihr folgert. Das scheint mir wenigstens Zusatz zur Erfahrung, daß ein Mensch, der den festen Vorsatz faßt, um eine bestimmte Zeit zu erwachen, und der auch wirklich um diese Zeit erwacht, je in einem tiefen todesähnlichen Schlaf vorm Erwachen hinsinken werde. Der Schlaf solcher Personen ist gewiß blos leiser Schlummer. Sie erwachen vor der festgesetzten Stunde des Aufstehens wahrscheinlich mehr, als einmal. Sie stehen aber nicht früher auf, weil sie's sich nicht vorgenommen hatten. Wird ihr Schlummer fester, tiefer Schlaf: so werden sie auch die Stunde des Aufwachens mehrentheils verschlafen.

Nimmt man auf der andern Seite das Denken in der Lockischen Bedeutung, nemlich für die Beschäftigung mit klaren Vorstellungen, deren man sich allenfalls auch erinnern kann, daß man sie gehabt: so ist die entgegengesetzte Behauptung auch richtig; weil es reine Erfahrung ist, daß wir, im tiefen traumlosen Schlaf, keine Vorstellungen mit Bewußtseyn ihrer Gegenwart haben.

Mit dieser Untersuchung steht die folgende Frage, in deren Beantwortung die Philosophen ebens

falls

falls von einanderr abgehen, in einiger Verbindung: Kann die menschliche Seele in einem ungetheilten Augenblick mehr Ideen zugleich haben? In der Wolfischen Philosophie wird sehr viel von der Eingeschränktheit der Vorstellungskraft der menschlichen Seele gelehrt. Sehr glücklich werden manche Erscheinungen aus ihr erkläret. Aber häufig hat man sich, wie es denn bey den fruchtbarsten Prinzipien gewöhnlich zu gehen pflegt, auf dieses Prinzipium berufen, wo es doch keinen Aufschluß giebt. — Hier ist der Fall. Ihrentwegen, sagen einige Philosophen, ist es uns unmöglich mehr, als eine Vorstellung, in demselbigen Augenblick auf einmal zu haben.

Wenn wir, sagt **Haller**, glauben, zu derselbigen Zeit auf einmal mehrere Vorstellungen zu haben; so ist es Täuschung. Die mehreren Vorstellungen folgen nur so ganz plötzlich und unvermerkt auf einander, daß wir zwischen der einen und zwischen der andern Idee kein unterscheidbares Zwischenmoment wahrnehmen können. — Die Voraussetzung der gleichzeitigen Mehrheit der Ideen in der Seele scheint auch mit ihrer Einfachheit, mit

der Art, wie sie Ideen erwirbt, und den Mitteln wie sie sie äussert, zu streiten. Jede Idee ist eine Modifikation der Seele, und diese Modifikation ist weiter nichts, als die besondere Art, wie die Seele dabey existirt. Kann man sich nun vorstellen, daß die Seele zu gleicher Zeit verschiedene Vorstellungen haben, d. h., daß sie in demselbigen Augenblick verschiedentlich modifizirt, in demselbigen Augenblick eine verschiedene Art zu existiren, haben könne? — Die Mittel, wodurch sich die Seele Ideen erwirbt, und wodurch sie sie äussert, scheinen ebenfalls nicht ein Zugleichseyn der Ideen, sondern eine Folge derselben zu beweisen. Diese Mittel sind Worte, Bilder, Bewegungen, die nicht auf einmal ausgesprochen und hervorgebracht, nicht so plölich auf einander folgen können, daß sie zu gleicher Zeit da zu seyn scheinen sollten; weil die Seele alle ihre verschiedene Modifikationen, als verschieden, empfindet; weil sie erkennt, daß eine nicht die andre ist.

Bonnet und der Verfasser, dessen Grundsäzze er weiter ausführt, bestätiget, und berichtiget, bejahen diese Frage. Ihre Gründe scheinen überwiegend,

wiegend, und sie verdienen eben deswegen eine ausführlichere Anzeige. Die Urtheile der Seele, heißt es, über ihre verschiedene Empfindungen können nicht auf die bloße Empfindung des Uebergangs von einer Modifikation zur andern zurückgebracht werden; oder deutlicher, man kann nicht alle Begriffe und Urtheile der menschlichen Seele aus schnell auf einander folgenden Ideen erklären. Eine große Anzahl unserer Begriffe hat die merkwürdige Eigenschaft, daß einer den andern, und auch mehrere andre, in demselbigen Augenblick, da er erreget wird, auf eine natürliche, nothwendige, dringende Art hervorbringt. Dieser Uebergang von einer Idee zu einer andern, die mit ihr mittelst eines natürlichen Bandes zusammengeknüpfet ist, geschieht in demselbigen Moment. — Hierüber muß die Empfindung eines jeden der glaubwürdigste und kräftigste Zeuge seyn. Wenn die Seele z. B. die Modifikation erhält, die durch das Wort, **Mörder**, angezeigt wird; wenn sie von dieser Idee zur Idee vom **Verbrechen** übergeht; so empfindet sie, daß sie ihren Zustand fast gar nicht verändert hat, und das Urtheil über das Verhältniß beyder Ideen; der Satz, **der Mörder ist ein Verbrecher**, ist eben so plötzlich da.

Dies ist der Fall bey allen Urtheilen; sie mögen bejahend oder verneinend seyn. Wenn ich darüber ein Urtheil fällen will, ob ein Paar Begriffe einander aufheben, oder ob sie von einander prädizirt werden können: so muß man in dem Augenblick, da man den einen denkt, auch den andern denken. Der eine darf einem nicht entwischen, wenn der andre der Seele gegenwärtig ist. Kann man auch über die Aehnlichkeit des Portraits mit seinem Original urtheilen; wenn uns bey der Betrachtung des Portraits nicht die Idee vom Urbild beständig vorschwebte? Man setze den Fall, die eine Idee gehe, wie ein Strom durch die Seele; sie sey nicht mehr, wenn die andre sich darstellt; wie ist ein Vergleichen, ein Urtheil möglich?

Ferner in einem jeden zusammengesetzten Begrif sind mehrere Begriffe enthalten; weil die Idee gerade deswegen eine zusammengesetzte Idee ist, daß man sie in mehrere andere Ideen auflösen und zerlegen kann. Wenn man daher einen zusammengesetzten Begrif denkt; so hat man mehrere Ideen. Wer sich einen reichen Menschen denkt, denkt nicht zuerst an die Reichthümer, und nachher etwa an das bestimmte Individuum; sondern es ist ein Gedanke. —

danke. — Und wie würde die Seele das Bündige einer Demonstration übersehen können; wenn sie nicht in dem Augenblick, da sie den letzten Schlußsatz, und das Resultat der vorhergehenden Reyhe von Sätzen denkt, die ganze Reyhe deutlich denken sollte? Jeder Denker, der einem Beweis nachsinnet, kann den Hauptsatz nie aus den Augen lassen; weil sich nach diesem Hauptglied alle Glieder der Kette richten müssen. —

Eben so würde das Wählen wegfallen; wenn der Mensch nicht mehrere Gedanken in demselbigen Augenblick umfassen könnte; denn die Wahl sezt die Gegenwart mehrerer gleichzeitigen Ideen voraus. Der Verstand denkt sich die Gegenstände auf einmal beysammen. Er sieht sie in demselbigen Augenblick von einer gewissen Seite an, und dieser gleichzeitige Blick auf die Gegenstände, unter denen er wählen soll, bestimmt seine Wahl. — Bonnet sezt hinzu, was zwar auch der Verfasser des psychologischen Versuchs schon vor ihm berührte, daß das Gefühl unsrer Persönlichkeit schwinden würde, wenn wir unsre gegenwärtige Empfindungen, Vorstellungen, Wünsche, Verabscheuungen und Handlungen nicht mit unsern ehemaligen Empfindungen, Vorstel-

 lungen,

ungen, Wünschen, Verabscheuungen und Handlungen zusammenhalten, und sie auf einmal zusammendenken könnten. Denn nur auf diesem Zusammenhalten beruht das Gefühl der Persönlichkeit eines jeden Menschen; das Gefühl, daß wir auch ehedem existirt, empfunden, gedacht, gewünscht und gehandelt haben.

Fast solt' ich glauben, daß die Gründe der Lezteren die Ersteren an Gewicht und Nachdruck übertreffen.

So wie in demselbigen Augenblick nicht alle Menschen eine gleich große Menge von Ideen gegenwärtig haben: eben so ist die Anzahl der Begriffe, die sich derselbige Mensch in verschiedenen Zeitpunkten seines Lebens auf einmal denkt, nicht immer gleich gros. Mehrere Menschen haben nicht gleich viele Ideen auf einmal in der Seele gegenwärtig; weil sich nicht alle gleich stark im augenblicklichen Fassen mehrerer Ideen üben. Personen, die sich im Denken nicht geübt haben, werden sich nicht so viele Ideen auf einmal vorstellen können, als diejenige, deren tägliches Geschäfte das Denken ist. Vieles kömmt dabey auch auf die Beschaffenheit der

Ideen selbst an, die man auf einmal denkt. Sind sie einem geläufig, so faßt die Seele mehr in demselbigen Augenblick, als wenn sie einem neu und ungewöhnlich sind. Bey einer neuen Vorstellung verweilt sich die Seele. Sie sieht sie von mehreren Seiten an, prüfet sie, hält sie mit andern zusammen, von deren Richtigkeit sie überzeugt ist; und je länger sie sie einzeln und in Verbindung mit einigen wenigen betrachtet hat, desto mehr kann sie am Ende zusammendenken, so bald sie ihr erst einzeln geläufiger sind. Gewohnte Vorstellungen lassen sich ohne Mühe in Menge übersehen.

Die Verschiedenheit der innern Anlage und die Vortreflichkeit des Baues unserer Denkorganen mag ein eben so viel bewirkender Grund von dieser Erscheinung seyn. Da aber kein menschliches Auge weder in den innern Bau und Mechanism unserer feineren Denkwerkzeuge hineingedrungen, noch die Natur unserer Seele erkannt hat: so weiß der Philosoph, ausser der allgemeinen Anzeige dieser höchst wahrscheinlichen Ursache, sehr wenig befriedigendes zu sagen. Und hier stoß' ich an die Untersuchung des Grundes der physischen Verschiedenheit der Kö-

pse, worüber ich künftig meine Gedanken mitzutheilen Gelegenheit bekommen werde.

Daß aber die Seele desselbigen Menschen zu verschiedenen Zeiten nicht gleich viele Vorstellungen in demselbigen Moment umspannen kann, wenn ihr übrigens die Vorstellungen, ihrer Beschaffenheit nach, gleich gewohnt, oder gleich ungewohnt sind; — Dies rührt von der Anstrengung und Richtung der Aufmerksamkeit her, die zu verschiedenen Zeiten verschieden ist. Wenn die Seele mit Vorsatz alle sich herbeydrängende Vorstellungen auslöscht, um nur eine einzige klar und deutlich durchzudenken: so wird den hereinbrechenden Vorstellungen der Zugang versperrt, und nur ein einziger Gedanke füllt die ganze Seele. Diese Remotionskraft, die die Seele über gewisse Vorstellungen hat, die sie zu einer gewissen Zeit nicht denken mag, ist dem Menschen sehr vortheilhaft; weil ohne sie unsere Gedanken einander selbst verwirren, verdrängen, und dadurch alle Meditation, alle anhaltende Beschauung eines einzigen Gegenstandes hindern würden.

Das Verweilen der Seele bey einer Vorstellung, oder die Dauer einer Idee, ist aus eben diesen

Gründen

Gründen bey mehreren und bey demselbigen Menschen, zu verschiedenen Zeiten, verschieden. Einigen Menschen ist es durch ihre ursprüngliche Konstitution unmöglich, sich einen Gedanken lang gegenwärtig zu erhalten. Ihre Empfindungs- und Denkwerkzeuge; die äusseren und innern Organe des Gehirns sind bey ihnen nie in Ruhe. Die Beweglichkeit der Fibern führt unaufhörlich neue Vorstellungen herbey. Die alten Ideen eilen, vom Drang der neuern hinzukommenden Begriffe gezwungen, unvermerkt weg. Andre Menschen bleiben dagegen nicht nur gewöhnlich bey den Vorstellungen gern stehen; sondern es ist ihnen auch fast unmöglich, irgend eine Vorstellung ohne ein genaueres Beschauen zu übergehen.

Aber auch derselbige Mensch ist sich in diesem Stück nicht beständig gleich. Manchmal heftet sich die Aufmerksamkeit gleichsam von selbst auf alle Gegenstände. Bisweilen aber fliegen die Ideen, wie Pfeile, vor dem bemerkenden Seelenauge vorüber. Die Hauptursachen hievon sind eben beschrieben worden.

Siebenzehnter Brief.

An Madame ***.

Ueber die Association unsrer Begriffe. — Vorbereitung zur Lehre von den Träumen.

Madame! Sie schreiben mir die Entwickelung der philosophischen Lehre von den Träumen zum Thema meiner künftigen Briefe vor. Ich bin hier mehr als sonst bey philosophischen Gegenständen in Gefahr, Ihren Erwartungen wenig genug zu thun, besonders, wenn Sie etwa früh zum Glauben an Träume angewöhnet worden sind. Ich will indessen meinen Weg gerade fortgehen; vielleicht folgen Sie mir anhaltend auf dem Fuß nach.

Lassen Sie uns vom Grundgesetz der Seelenlehre ausgehn, aus welchem, wenn nicht alles, doch gewiß sehr viel von der Natur unsrer Seelenoperationen aufgekläret werden kann. Dieser Schlüssel zu den uns sonst fast unzugänglichen Gemächern in der Seele ist das Gesetz der Ideenverknüpfung. Was die Newtonsche Attraktion in der Körperwelt ist, das

ist

ist die Ideenassociation in der Geisterwelt. Durch jene bekommen die verwickeltesten physischen Phänomene Aufschürzung, und durch diese die verborgensten Seelenerscheinungen Aufschluß.

Dieses leztere Prinzipium ist den Philosophen ungleich früher bekannt geworden, als das fruchtbare und wichtige Grundgesetz der Anziehungskraft der Körper den Physikern. Schon in den Schriften der ältesten Weltweisen sind Spuren vom Gebrauch dieses Prinzipiums sichtbar. Sie merkten der Seele die Gesetze der Ideenverbindung ab, ohne die fruchtbaren Folgen dieser Bemerkung in ihrem ganzen Umfang und Gehalt wahrzunehmen; wie sie der tief eindringende Blick einiger neuerer Weltweisen bemerkt hat. "Doch, mit welcher Erfindung oder Wissenschaft, oder mit welchem Hauptkapitel einer Wissenschaft ist's anders? Ist's nicht Adlerflug oder Adlerblick, der allemal Jahrhunderten voreilt? Wie viel Vorempfindung der Wahrheit hatte **Plato** und **Aristoteles**, und die Alten; ehe **Leibnitz** und **Wolf** die Kreise, die ihr Genius durchflog, zu Bahnen machte, die nun jeder kalte Logiker betreten und ruhig wandeln kann? Wie lang währt's, bis **Wolfe** kommen, und zu jeder erfundenen, vorherge-

hergefühlten, vorhererblickten, oder erhaschten Wahrheit den Hin- und Herweg finden, betreten, bahnen?"

Nichts ist nemlich bemerkbarer, als die im Zustand des Wachens fast ununterbrochen fortlaufende Folge unsrer Vorstellungen und der Uebergang der Seele von einer Vorstellung zur andern. Von diesem Uebergang, von dieser Verknüpfung heissen die Ideen associirt; wenn die eine die andere entweder beständig, oder doch mehrentheils aufweckt; wenn die eine nie, oder nicht leicht mit Bewußtseyn gedacht wird, ohne daß die mit ihr verbundene Idee zu gleicher Zeit rege, und wenn keine besondere Hindernisse da sind, klar und deutlich vorgestellt werde. — Die Hindernisse sind mannigfaltig, die diese Auferstehung associirter Begriffe vereiteln können. Theils kann die Menge der mit einer Idee verknüpften Vorstellungen ihrem eignen Lebendigwerden hinderlich seyn. Theils kann die vorsetzliche, angestrengte Richtung der Aufmerksamkeit auf eine einzige hervorstechende Vorstellung, und das absichtliche thätige Verdunkeln andrer Begriffe, dem Aufwachen und Herannahen associirter Begriffe zum Bewußtseyn im Weg stehn. Theils thut es eine

neue

neue unversehens hereinbrechende Empfindungsidee, die alle übrigen schwächeren Vorstellungen, wie ein helleres Licht gleichsam verdunkelt, und die Schwingungen der die associirten Ideen aufbewahrenden Gehirnfibern schwächt und unterdrückt. Theils kann es endlich vom Zustand der Seele selbst herrühren, daß sich Fehler und Unordnung in die Associationen einmischen, und die natürliche Folge der Begriffe aufheben. Ein solcher Zustand der Seele ist ohngefähr der Zustand der Zerstreuung.

Hier nun haben die Philosophen, durch Beobachtungen, nach den Gesetzen geforscht, nach denen die Seele die Begriffe aneinander reyhet; nach den Gesetzen, nach welchen sie in unmittelbar auf einander folgenden Augenblicken von Vorstellung zu Vorstellung übergeht. Der allgemeinste Ausdruck für das Associationsgesetz, wie man ihn schon beym deutschen Philosophen findet, ist dieser: Eine gegenwärtige Idee, sie mag nun eine Empfindungsvorstellung, oder ein durch die Phantasie in Erinnerung gebrachter Begrif seyn, erweckt die Ideen, die wir uns mit ihr zusammen vorgestellt haben. Allgemeiner kann dies Gesetz nicht gegeben werden. Allein eben durch diese Allgemeinheit wird

es unbestimmt und unbrauchbar, und man will noch ausserdem auch manche Fälle gefunden haben, in denen man mit diesem Gesetz nicht soll auslangen können.

Daher haben es diejenigen Weltweisen, die, im allgemeinen Ausdruck dieses Gesetzes, Bestimmtheit und deutliche Anzeige vermissen, in zwey bestimmtere Hauptsätze zerlegt; und noch Andere, die nicht alle Fälle unter den allgemeinen Grundsatz sowol, als unter die beyden Hauptstücke, die er enthält, zu bringen wissen, haben ein drittes Gesetz hinzugethan.

Das erste ist das Gesetz der Koexistenz. Ideen, die wir zu derselbigen Zeit gehabt, oder Vorstellungen von Gegenständen, die wir ehemals beysammen empfunden, schliessen sich an einander an, und wecken wechseltig wieder auf. — Nach diesem Gesetz richtet sich die Seele vorzüglich in denen Fällen, wo sie ihrer Phantasie freyen Lauf läßt, ohne alte Ideen absichtlich hervorzuziehen, und sie an einander zu reihen.

Das zweyte Gesetz ist das Gesetz der Aehnlichkeit der Vorstellungen. Ideen, die in gewissen Rücksichten einander ähnlich sind, werden nach einander wach, wenn nur eine einzige von ihnen deutlich gedacht wird. Die Phantasie arbeitet hauptsächlich in solchen Fällen nach diesem Gesetz; wenn sich die Seele im Zustand eines Affekts, einer heftigen Gemüthsbewegung befindet; wenn Trieb, Begierde und Absicht sie nach einer gewissen Richtung hinstimmt. Da verfolget sie hauptsächlich das Aehnliche und Gemeinschaftliche der Vorstellungen.

Die Psychologen, — die aus mehreren Gründen das Gehirn zur Vorrathskammer, und zum Aufenthaltsort der Ideen, und die Vorstellungen, entweder zu Bewegungen der Gehirnfibern machen, oder sie doch mit diesen in einer genauen Verbindung stehen lassen, — haben den mechanischen Erklärungen der Ideenassoziation mit Recht nachgedacht. Fibern, die zu derselbigen Zeit mehrmals durch den Eindruck äusserer Gegenstände bewegt worden, erhalten am Ende, nach **Malebranche's** Behauptung, eine Leichtigkeit, auch nachher wieder zu derselbigen Zeit bewegt zu werden. Die Bewegung einer gleichzeitig bewegten Fiber erneuert

die Bewegung der übrigen, die mit ihr zugleich bewegt wurden, d. h. eine Idee ruft die mit ihr koexistirenden Begriffe wieder hervor. — Die ähnlichen Objekte machen, auf der andern Seite, ähnliche Impressionen im Gehirn. Sie verursachen ähnliche Bewegungen der Gehirnfibern. Wenn nun gewisse Gehirnorganen, durch einen gegenwärtigen Eindruck, eben so bewegt werden, wie sie ehemals durch eine andre vorhergehende Impression, erschüttert wurden: so muß die mit diesem vorigen Eindruck verbundene ehemalige Empfindung oder Vorstellung mit dieser Neuen assoziirt, und von ihr aufgeweckt werden.

Das dritte Gesetz, welches von einigen neueren Philosophen hinzugethan worden, ist das Gesetz der physischen Verbindung unsrer inneren Organe. Aus diesem Gesetz erklärt man diejenigen Assoziationen unsrer Vorstellungen, die weder aus der Aehnlichkeit, noch aus der Koexistenz der Eindrücke, Empfindungen und Vorstellungen entstehen können. In denen Fällen, wo Begriffe assoziirt sind, die weder ähnlich sind, noch sonst was mit einander gemein haben, kann man zur allgemeinen Harmonie des ganzen Nervensystems seine Zuflucht nehmen.

Durch

Durch diese Zusammenstimmung des Nervensystems theilt sich eine jede Nervenveränderung auch den übrigen Nerven mit. Wenn nun mehrere Nerven entweder zugleich, oder nach einander in Wirksamkeit gesetzt werden: so ist es sehr warscheinlich, daß schon dadurch eine gewisse Art von Gemeinschaft der Ideen entstehen müsse, so daß, wenn in der Folge einige von diesen verbundenen Nerven oder Gehirnfibern bewegt, erschüttert und in Thätigkeit versetzt, auch die übrigen mitbewegt werden. In der That kann dies füglich der physische Grund von einigen Assoziationen seyn Nie mache aber der mögliche Mißbrauch dieses Gesetzes die übrigen gewissen Gesetze unsicher; Nie werde durch dasselbe der Weg zu ferneren Nachforschungen versperret!

Dieses sind die Gesetze, wornach die Seele ihren Gang richtet, wenn sie nicht mit Fleiß neue Ideen und Verbindungen, durch ihre eigne Thätigkeit und Wirksamkeit hervorbringt; wiewol diese selbstthätige Ideenbildende und verbindende Kraft der Seele auch in gewisse Gränzen eingeschränkt ist; weil die unwillkührliche Assoziation in vielen Fällen eben so despotisch über die Seele, wie die Seele, in andern Fällen, über die Assoziation herrschet.

Durch das Vermögen der Seele neue Ideenreihen zu veranstalten, neue Verknüpfungen hervorzubringen, wird nemlich häufig zwischen ein Paar, nach dem Gesetz der Koexistenz und der Aehnlichkeit verbundenen Ideen, eine andre Idee hereingeschoben, und neue Glieder werden in die Kette gebracht die nach jenen Gesetzen fortlief. Allein auch hier kann die Seele nicht unmittelbar von einer Idee zu einer andern übergehen, wenn beyde Ideen nicht schon nach einem gewissen Gesetz vereinbarlich waren. Eben deswegen muß man bey Meditationen so häufig stille stehen, ohne weiter fortkommen zu können; sobald die Seele auf Lücken stößt, wo sie die, zwischen ein Paar Ideen inne liegenden Vorstellungen, die die Brücke zu jenen ausmacht, nicht sogleich finden kann, die ihr gewöhnlich, erst nach fleissigem Nachsuchen, sichtbar zu werden pflegt. — Die Sprünge in den Ideenreihen, die man in den Träumen wahrnimmt, machen von dieser Regel keine Ausnahme. Denn sie haben physische Ursachen, die im Zustand des Wachens, bey einer gesunden Beschaffenheit der groben und der feineren Theile des Körpers, nicht leicht wirken können. — Im nächsten Briefe folgen die Erläuterungen.

Achtzehnter Brief.

An Ebendieselbe.

Ueber den Zustand des Schlafs.

Sie haben mich in eine große Verlegenheit gesezt, da Sie mit der Erklärung des Traums, die ich mit andern Philosophen anzunehmen pflege, nicht eher zufrieden seyn wollen, bis ich Ihnen die Ingredienzen zu dieser Erklärung werde zergliedert haben. Sie haben gewissermaaßen Recht, wenn Sie behaupten, daß durch unbestimmte Charaktere ein Gegenstand nimmermehr bestimmt erklärt werde, und daß man eben deswegen lieber alle Versuche der Erklärung eines Gegenstandes aufgeben müsse, wenn keine bestimmte Merkmale angegeben werden können. Doch glaub' ich, es geht diesem logischen Kanon noch eine Portion von Richtigkeit ab. Es kann nehmlich ein Ingredienz, ein Charakter, ein Bestandtheil einer Erklärung für sich schwankend und unbestimmt seyn; er kann aber völlige Bestimmtheit erhalten, wenn er mit andern Charakteren in Verbindung gesezt wird. So ist z. B. der höhere Begrif von Körper, für sich genommen, eine höchst

verworrene, undeutliche, unbestimmte Vorstellung. Je mehr man aber zu diesem höhern Begrif, Merkmale hinzufügt, mittelst welcher alsdenn eine gewisse Art von Körpern bezeichnet wird; desto bestimmter werden die Erklärungen von den verschiedenen Körperarten, wenn gleich der für sich ziemlich unbestimmte Begrif von Körper, in einer jeden Erklärung von den besondern Körperarten, wieder vorkömmt. So hat unter andern die Erklärung eines organisirten Körpers ungleich mehr Bestimmtheit, als jene höhere Erklärung des Körpers überhaupt. In der Intellektualwelt zeigen sich bey der Zusammenstellung unbestimmter Charaktere ohngefähr dieselbige Phänomene, die man bey chemischen Mischungen in der Körperwelt wahrnimmt. Ein Paar unriechbare oder geschmacklose Körper geben einen Geruch und einen Geschmack von sich, wenn sie in eine Masse zusammengemischt werden. So die Ideen. Eine giebt der andern Haltung, und erhält von der andern wieder Haltung und Bestimmtheit.

Ich kann nicht hoffen, Madame! daß diese allgemeine Antwort im gegenwärtigen Fall Ihnen genugthun werde. Ich fühle selbst, daß unsre Untersuchung nicht in diese Klasse gehöret. — Den

Traum

Traum erklärt' ich durch die Meditation des Schlafs. Sie haben mich auf die Unbestimmtheit eines Merkmals dieser Erklärung aufmerksam gemacht, der schwerlich abgeholfen werden kann. Sie fragen: Was ist der Schlaf? Was ist das Wachen? Wie sollen Meditationen des Schlafs von Meditationen des Wachens unterschieden werden, da man kein gewisses Merkmal, keine feste Gränzen kennt, wo Wachen in Schlaf, und Schlaf in Wachen übergeht? Beyde Zustände fließen unvermerkt in einander, und werden nur in den äussersten Abfällen kenntlich.

Ich hätte wol Ausflüchte genug, mit denen ich mich gegen diese treffende gegründete Bemerkung eine zeitlang schützen könnte. Allein, ich sehe selbst, daß meine Hülfsmittel blosse Kreise sind, in welchen ich mich herumdrehen müßte. Ich mögte einmal in die auslaufende Tangente kommen, wo der Weg pfeilgerade fortführt, und wo ich sogleich ertappt werden mögte. Denn das ist die Bahn der Wahrheit. Der Irrthum bewegt sich in Kreisen. — Ich könnte Ihnen die Merkmale des Schlafs anzeigen, die die Philosophen als allgemein und als unwandelbar angegeben haben, wenn ich's nicht selbst fühlte, daß sie nicht allgemein sind. Ich könnte Sie

an Wolfs Erklärung dieses Zustandes erinnern, bey welchem der Schlaf, der Zustand dunkler Vorstellungen, heißt. Allein ich höre Ihren Zuruf: Wie einleuchtend falsch ist dieses Merkmal? Sind nicht die Vorstellungen im Traum, bey der proportionirten Unthätigkeit und Ruhe des Körpers ungleich lebhafter, als die Vorstellungen im Wachen? Die Vorstellungen haben im Traum gewöhnlich eine Helle und Klarheit, die mit den Begriffen, im Zustand des Wachens, gar nicht zu vergleichen ist; weil im wachenden Zustand entweder alle, oder doch einige von unsern sinnlichen Werkzeugen allemal auf das nachdrücklichste erschüttert werden. Die Stille mag in der Studierstube noch so tief seyn. Schmeckbare und riechbare Körper mögen noch so weit entfernt werden: so erhält doch das Auge allemal gewisse bemerkbare Eindrücke, und selbst die Eindrücke auf das Gefühl, durch Sitzen und Stehen, werden auf die Länge unaushaltbar, und sie schwächen eben deswegen den hellen Glanz des innern Lichts; die Klarheit der Seelenveränderungen; die Deutlichkeit der Gedanken. — Was kann Ihnen auf diesen Zuruf widerschallen?

Eben so wenig besteht der Schlaf in einem gänzlichen Verlust von ein Paar inneren Gefühlen, die

der

der wachende Mensch, nach der Behauptung einiger Philosophen, beständig haben soll. Einige Weltweisen glauben nehmlich, im Schlaf gehe nicht blos das Bewußtseyn seines äussern Zustandes verloren, sondern der Schlafende büße zugleich das ganze Selbstbewußtseyn ein. Allein, nicht eher kann das Bewußtseyn unser Selbst gänzlich mangeln, eher das Subjekt, so des Bewußtseyns fähig ist, nicht die mindeste äussere oder innere Empfindung weiter erhält, bis es nicht mehr denkt, sich nicht vergnügt, und gar keine Schmerzen empfindet. Nun aber hat der Mensch im Schlaf sogar einige dunkle äussere Empfindungen, die zu vielen Träumen, oder zur Richtung vieler Träume die einzigen Ursachen und Veranlassungen sind. Er beschäftiget sich im Traum mit Vorstellungen; sezt Begriffe zusammen; trennet Ideen; urtheilt; schließt; zieht praktische Folgen, die ihn in Bewegung setzen, ihm Vergnügen schaffen, wenn sie angenehm, Mißvergnügen und Schmerz, wenn sie unangenehm sind. In allen diesen Situationen ist das Bewußtseyn seiner selbst unauslöschbar, und eben deswegen ist der erdichtete Verlust desselben kein Charakter des Schlafs. Dieser Verlust kann indessen zu einem Charakter einer gewissen Art von Schlaf gemacht werden; so-

bald man die Verschiedenheit des Schlafs unter einige Klassen abtheilt, die ich in der Folge anzeigen werde.

Gewisser ist der Verlust des Bewußtseyns seines äussern Zustandes im Schlaf. Denn beym lebhaftesten Empfinden, beym deutlichsten Denken, beym klärsten Bewußtseyn seiner selbst, kann man bisweilen nicht wissen, welche Stelle man mit seinem Körper in der Welt einnimmt; nicht wissen, in welcher Lage man sich gegen die äusseren Gegenstände befindet, von denen man umgeben wird. Und dieses Nichtwissen, diese Nichtkenntniß seiner äusseren körperlichen Situationen ist fast durchgängig mit dem Schlaf vergesellschaftet. Allein dies ist nicht ein eigenthümlicher Charakter des Schlafs. Man verliert das Bewußtseyn seines äussern Zustandes auch im Zustand des thätigsten Wachens der inneren Denkorganen. Gerade, wenn sich die Seele in die erhabensten Gedanken hineinbegeben hat, weiß sie am wenigsten vom äussern Zustand ihres Körpers, und gerade in den größten Vertiefungen der Meditation nimmt man an meditirenden Gelehrten die sonderbarsten körperlichen Bewegungen, das entstellende Verziehen der Gesichtsmuskeln, das Verrük-

ken

ken der Mütze oder der Perüque, das angeheftete anhaltende Hinblicken auf eine Stelle, oder das Genhimmelschauen u. s. w. wahr. — Alles zeugt von seiner Unbekanntschaft mit seinen äusseren Verhältnissen.

Doch, wozu diese Aufzehlung unzulänglicher Kriterien? Wir schlafen alle, ohne zu wissen, worinnen sich dieser Zustand eigentlich vom Wachen charakteristisch unterscheidet. Das ist ja das gewöhnliche Loos der Menschheit; am allergewöhnlichsten, wenn die Frage die Menschheit selbst, und ihre Natur angeht. Glücklich genug, wenn sich der Philosoph, so viel möglich, der Wahrheit immer mehr nähern kann. Laß einmal die englische Periode des menschlichen Lebens mit dem Einbruch der Nacht des Todes angehn; wir werden sie gewiß im hellen Lichtglanz des Mittags erblicken, — die unverhüllte Wahrheit. Sie, die sich hier unsern Augen nur in der unabsehbarsten Ferne, und nur in einem leichten Schattenkörper, wie eine unanfaßbare Erscheinung der Mitternacht, zeigt.

Was wir vom Schlaf und der hier eingreifenden Lehre von den Träumen gewiß und muthmaßlich

lich wissen, läuft auf folgende Bemerkungen hinaus. Man schläft nicht immer auf dieselbige Art. Schlaf ist bald in näheren, bald in entfernteren Abständen vom Wachen vorhanden. Schlaf gränzt bald näher ans Wachen; bald näher an den Tod. Zwischen dem todesähnlichen Schlaf und zwischen einem leisen Schlummer; wie unzehlig viele mittlere Zustände; wie unzehlig viele Grade? Diese Grade von Schlaf und Schlummer können nicht mit Bestimmtheit abgezeichnet werden. Man weiß eben so wenig, wo die Gränzen des Schlummers und des tiefen Schlafs liegen; so wenig man genau angeben kann, wo Wachen, leiser Schlummer, und wo leiser Schlummer, Wachen wird. Zur Bezeichnung zweyer Grade von Schlaf hat unsre Sprache ein Paar Ausdrücke. Die Wörter, tiefer und leiser Schlaf zeigen ein Paar sehr bemerkbare Abfälle im Zustand des Schlafs an. Im tiefen Schlaf ruhen alle unsre äussere und innere Organen in dem Grad, daß, wenn sich die Seelenkräfte anders auch im tiefen Schlaf beschäftigen, wir uns doch dieser Beschäftigungen nicht bewußt sind. Eben so wird im tiefen Schlaf auch die Bewegung der Muskeln und der Gebrauch der äussern Empfindungswerkzeuge ausgesezt. Nicht so unzugänglich ist die Bahn für die

die Eindrücke auf unsre äussere Organen im leisen Schlaf. Wir sind uns aber dieser Eindrücke fast eben so wenig bewußt, wie wir es im tiefen Schlaf sind; und von dieser Seite betrachtet, sind beyde Zustände fast gleichgültig; ausser daß wir aus dem leisen Schlummer durch äussere Eindrücke leichter erweckt werden können, als aus dem tiefen Schlaf.

Was aber die Veränderung der inneren Denkorganen betrift: so ist der tiefe vom leisen Schlaf, in diesem Stück, auf eine merkliche Art unterschieden; indem die Thätigkeiten der Seelenkräfte weit lebhafter sind, und indem ihnen die Beschäftigungsobjekte weit klärer vorschweben; so, daß man am Ende dieser Beschäftigungen, und oft noch am folgenden Morgen, den ganzen Gang der Seele noch immer übersehen, und die ganze Meditation des Schlafs, oder doch beträchtliche Stücke, klar machen und zurückrufen kann. Im leisen Schlummer erfolgen bisweilen einige Muskelbewegungen, nach Maasgabe der Lebhaftigkeit der Vorstellungen. Manche Menschen springen im Schlaf, auf Veranlassung ihrer Gedanken, auf: lachen; weinen; halten Reden, und zwar in einem Ton, der den gleichzeitigen Schlafvorstellungen eben angemessen ist. — Ich

werde

werde bald die Geschichte eines jungen Studenten erzehlen müssen, den ich vor ohngefähr sieben Jahren, ein ganzes Jahr hindurch zu beobachten Gelegenheit hatte. Er wohnte mit mir auf derselbigen Stube, und er machte mich, durch seine unerwartete nächtliche Schlafsauftritte, durch seine träumerische Monologen und Dialogen, zuerst auf die Tiefen der menschlichen Seele aufmerksam.

Die physischen körperlichen Ereignisse, beym Einschlafen, sind merkwürdig. Anfänglich werden die äusseren Sinne allmälig ganz stumpf. Der Mensch fühlt im ganzen Körper eine gewisse Mattigkeit und Ermüdung. Das Stumpfwerden der Sinne nimmt stufenweise zu. Das Auge schließt sich zuerst, und schläft, während dem das Ohr, noch eine Zeitlang, wacht. Endlich werden die Ohren taub. Der ganze Körper wird gleichsam paralytisch. Er sinkt um, und drückt mit seiner ganzen Schwere das Brett, welches ihn trägt. Die letzteren Ideen sterben ebenfalls in der Seele allmälig ab. Sie werden, wie der todte Körper aufgelöset, und fallen, da sie kein Band zusammen hält, auseinander. Mit nach und nach werden dem Kreislauf des Bluts im ganzen Körper immer mehr und mehr

Hinder=

Hindernisse gelegt. Denn die Muskelbewegung des Wachenden vermehrt die Bewegung des Bluts in seinen Gefäßen. Da diese im Schlaf wegfällt: so wird der Puls langsamer. Die Respiration, die mit der Geschwindigkeit der Kreisbewegung des Bluts in einem gewissen Verhältniß steht, wird ebenfalls in etwas verhindert. Endlich schwindet physische Sensibilität, Einbildungskraft, Verstand und Vernunft; oder sie wirken wenigstens nicht merklich. Der Schlaf wird ein Todesähnlicher Zustand, und der lange Schlaf, in welchem die menschliche Lebensmaschine versinkt, wenn die lange Nacht des Todes herabfällt, heißt eben deswegen der Bruder des tiefen Schlafs.

Wenn man diese beyden Grade von Schlaf, die sich freylich nicht genau bestimmen lassen, voraussetzt: so kann man einige Behauptungen der Philosophen, über die Natur des Schlafs rechtfertigen, die kurz vorher zurückgewiesen wurden; weil sie vom Schlaf überhaupt ungültig waren. Sie passen nur auf die einzelnen, nach den Graden bestimmte Arten vom Schlaf. — Vom tiefen Schlaf gilt es also allerdings, daß er der Zustand ganz dunkler Vorstellungen ist. Denn gerade dies ist

der

der Charakter dieses Zustandes, daß der Seele keine bemerkbare Gedanken, keine gewahrnehmbare Phantasien, nicht einmal eizelne, kurze, abgerissene Stücke von Träumen vorgerückt werden; daß in der Seele alles stockfinster ist, ohne den mindesten Einflug des feinsten Lichtstrals. Eben so gewiß ist es, daß der gänzliche Verlust des Selbstbewußtseyns mit dem tiefen Schlaf eintritt. Was soll uns im tiefen Schlaf das Bewußtseyn unsrer Selbst gewähren? Die körperlichen Organen sind ganz unempfindlich und gefühllos. Sie werden, weder auf eine angenehme, noch auf eine unangenehme Art angeschlagen. Die Denkorganen, die Seele selbst und ihre Kräfte sind so gut, als unbeschäftigt. In allen diesen Zuständen, in welchen weder irgend ein äusserer Sinn empfindet, noch irgend eine von den Seelenkräften geübt wird, geht das Selbstbewußtseyn verloren.

O bring ihr Dank, der gütigen Natur, Erdensohn! die in dein ganzes All neue Kräfte schüttet: wenn ein tiefer Schlaf deine äusseren und inneren Empfindungs und Denkinstrumente zu lähmen scheint. Eine Maschine, alle ihre Räder und Triebwerke werden früh abgenutzt, laufen sich, bis zur

gänzlichen

gänzlichen Unbrauchbarkeit aus, wenn sie unaufhörlich fortlaufen müssen. So die Kräfte der thierischen Organisation. Sie werden früh erschöpft; wenn die Empfindungs- und die Denkorganen stets angespannt, oder erschüttert werden. Es ist daher wohlthätige Fürsorge der Natur, daß sie Nacht und Schlaf, wie Tag und Wachen schuf. Diesem wichtigen Zweck der Erhaltung der menschlichen Lebenskräfte arbeiten diejenigen Individuen unseres Geschlechts entgegen, die den Tag und die Nacht für gleichgültig ansehen, und die entweder die Nacht hindurch, wie den Tag, ihre Kräfte immerfort durch anhaltende Arbeiten anstrengen; oder die den Tag hindurch, wie die Nacht, in Faulheit und Unthätigkeit durchschlafen.

Nur ein gewisser Grad der Länge des Schlafs stärkt den Körper, und trägt mehr zur Ersetzung der abgegangenen Kräfte bey, als alle kräftige Hülfsmittel. Ueber diesen Grad hinausgetrieben, wird er Schlafsucht, und Lethargie; vermindert die Lust zum Denken, zu schmackhafteren Vergnügungen, zur Thätigkeit. Das Herz zieht sich nicht mehr mit der Kraft zusammen, die zur Gesundheit des Körpers erforderlich ist. Die ganze Animalität, wird

am Ende zerstört. Das Licht der Vernunft verlischt. Ein gelehrter Arzt, der am Schlaf sein größtes Vergnügen fand, und der eben deswegen beständig schlief, mußte zuletzt ins Tollhaus. Die Schlafsucht versetzt einen am Ende in den Zustand des Mangels des Bewußtseyns seines äussern Zustandes, welches im tiefen Schlaf allemal mangelt. Nun aber ist ein anhaltendes Unbewußtseyn seines äussern Zustandes, die fürchterlichste Tollheit. Keine Raserey kann den Unglücklichen zu so schrecklichen Verwüstungen des Wohlstandes der Menschheit und der Welt verleiten, als die Fortdauer dieses traurigen Zustandes. Der Narr, — der seine Lage in der Welt, und die Beziehungen der äusseren Gegenstände auf sich nicht kennt, — handelt auch so, als wenn er sich in einer andern Lage befände, als wenn andre Gegenstände auf ihn, und er auf andre Gegenstände wirke; als wirklich geschieht. Wer wird sich einen solchen Unglücklichen zum Gesellschafter wünschen. Er stellt sich vor, Flügel zu haben; stürzt sich in dieser Mißkenntniß seines Zustandes zum Fenster hinaus und bricht den Hals. Er legt Feuer unter sein Dach, und möchte vor Lachen bersten, da er sein Haus so schön abbrennen sieht. Er hält sich vor ein Gerstenkorn, und schlägt

aus Besorgniß von den Hünern verschlungen zu werden, alle diese Thüre todt. — Wie kann seinen tollen Thorheiten anders, als durch Ketten und Banden des Tollhauses vorgebeuget werden?

Zur Abwechselung eine anziehende Frage: Wie steht's mit den berühmten Künsten sich einzuschläfern, und dann wiederum um eine bestimmte Zeit, die man sich am Abend vorsetzt, von selbst aufzuwachen? Ich halte sie beyde für äusserst wichtig, und wünschte beyden eine thätigere Wirksamkeit. In der Kunst um eine bestimmte Zeit, die ich mir nach Belieben festsetze, eigenmächtig aufzuwachen, hab' ich's selbst ziemlich weit gebracht. Die Kunst hingegen einzuschlafen, sobald ich einschlafen will, hat, so viel ich von ihr habe erlernen können, nie die erwünschte Wirkung hervorgebracht. Ich habe das psychologische Mittel, welches Leibnitz, zur Bewirkung des frühern Einschlafens vorschlägt, anzuwenden gesucht. Dieser berühmte Mann giebt den Rath: man solle, — wenn man wegen psychologischer Hindernisse, d. h. wegen der Lebhaftigkeit und des Drangs, der uns wider Willen verfolgenden Ideen, nicht schlafen könne, — zu zehlen anfangen. So ein kurzer Abendseegen, ein Zifferge-

bet an den Gott des Schlafs, etwa das Einmaleins müsse den Schlaf aus dem Grund befördern helfen; weil die Aufmerksamkeik von jenen Gegenständen, deren lebhaftes Vorschweben unser Einschlafen hindert, durch dieses Zehlen abgezogen, und getheilt, und zugleich die Lebhaftigkeit jener Vorstellungen vermindert wird. Und dieses blosse Durchlaufen der Zahlen in ihrer natürlichen Ordnung, oder auch das Einmaleins, ist gerade eines der vorzüglichsten Mittel, wodurch die Aufmerksamkeit getheilt, und von Vorstellungen abgeleitet werden kann, deren Stärke den Schlaf vertreibt. Denn die Zahlen sind, — wenn man sie nicht vorsetzlich zusammensetzt, oder absichtlich verbindet, um etwas gewisses herauszubringen, — die allermagersten Ideen, die am meisten von Assoziationen entblößt sind. Eben deswegen müßten sie, da sich fast gar keine Ideen an sie anschließen, nach der Theorie, das nothwendig leisten, was **Leibnitz** vermuthet.

Ich weiß nicht, ob jemand durch diesen Schlaftrank eingeschläfert worden ist. Bey mir hat das Leibnitzische Rezept nie seine gehofte Wirkung gethan. Vielleicht waren meine Gedanken zu lebhaft zu genau zstsammengekettet, als daß sie zerstreuet

werden

werden konnten; wenn ich mich dieses Mittels bediente. Sind die Ideen, die man ins Bett mitbringt, nicht lebhaft: so verscheuchen sie auch den Schlaf nicht leicht, und in dem Fall hat man auch kein Mittel nöthig, um sich einzuschläfern. Wie ich dieses Mittel zum erstenmal anwenden wollte, wurd' ich noch mehr um meinen Schlaf gebracht, als wenn ich's nicht gebraucht hätte. Ich riß mich zwar, durchs Einmaleins, von den vorigen ruhestörenden Vorstellungen los; Aber der Gebrauch des Mittels versenkte mich in ähnliche schlafvertreibende Betrachtungen. Man hatte mir nemlich blos eine magere Anzeige des Mittels, und die Verhaltungsart beym Gebrauch desselben mitgetheilt. Wie ich's einstens in einer Nacht zum erstenmal gebrauchen wollte; fiel ich unglücklicher Weise auf die Aufsuchung des Grundes von dieser angeblichen Wirkung. Ich forschte nach den psychologischen Prinzipien, aus denen diese Erscheinung hergeleitet werden müsse. Und so kam ich ein paar Stunden später zum gesuchten Schlaf, als wenn ich das Mittel gar nicht gekannt hätte.

Eh' ich die wichtige Regel für die Lektüre kannte, — die darauf hinausläuft, daß man nicht

leicht eine philosophische oder überhaupt eine dogmatische Schrift lesen soll, ohne die Sätze einzeln zu prüfen, und mit Gründen zu unterstützen, oder zu widerlegen, — pflegt' ich mich mit der Lektüre schleppender, schlechter Bücher einzuschläfern. Dies Mittel hab' ich immer bewährt befunden; bis ich nun kein Buch, es mag gut oder schlecht seyn, anders, als mit einem prüfenden und widerlegenden Kommentar lese, den ich mir selber über jeden Hauptsatz in Gedanken mache. Seitdem schläfert mich ein schlechtes Buch nicht nur nicht ein; sondern die Lektüre desselben thut gerade die entgegengesetzte Wirkung. Es bringt mich gegen den Unsinn, den es prediget, auf; und versetzt mich auch zuweilen in Ansehung des Verfassers in Hitze und Eifer. — Und so muß ich, ich mag lesen oder nicht, oft halbe Nächte, wider meinen Willen durchwachen; wenn eine halbe Welt schläft.

Glücklicher ist der Effekt derer Vorschriften bey mir gewesen, mittelst welcher man zu einer Stunde aufwachen muß, in welcher man sich aufzustehen vorsezte. Dies Rezept heißt so: — Nimm so viel Lorbeerblätter, als du Stunden schlafen willst; binde sie vorm Schlafengehen ums Haupt, und

denke

denke den vorigen Tag fleißig daran, daß du gerade um die bestimmte Stunde erwachen willst. — Unter dieses Rezept kann man mit Zuverläßigkeit das Probatum est hinschreiben. Ich habe die Lorbeerblätter, so wie das Umbinden irgend eines Blatts um den Kopf weggelassen, und mich blos an das lezte Stück, nemlich an die öftere Wiederholung meines Vorsatzes, zu der und der Stunde aufzustehen, gehalten. Durch eine solche öftere Wiederholung desselbigen Gedankens mußte sich die Seele eben diesen Gedanken desto tiefer eindrücken, und derselbige Gedanke mußte beym schwächsten Eindruck, bey der geringsten Empfindung im leisen Schlaf wieder rege werden. Ich mußte erwachen, und mußte gerade um dieselbige Stunde erwachen, für welche ich das Aufstehen beschlossen hatte.

Noch ist hieraus das Erwachen zu einer bestimmten Stunde nicht erklärt. Vielleicht liegt sie in der folgenden Anzeige. Ich will nicht läugnen, daß ich anfänglich, wie ich diesen Vorschlag ausführte, in derselbigen Nacht vielleicht zehn bis zwanzigmal ans Aufstehen gedacht, und daß ich doch nicht eher aufstand, als bis ich die Uhr gerade so viel schlagen hörte, als ich mir den vorigen Tag vorgenommen

hatte. Es ist ja überdem bekannt, daß das Gewahrnehmen einer Sache leichter wird, je mehr einem an der Gewahrnehmung gelegen ist. Man beobachtet besser, wenn man etwas vorsezlich mit Fleis beobachten will. Es kann auch leicht kommen, daß man anfänglich seine Absicht nicht so pünktlich erhält; weil sich das dunkle Gefühl des Menschen von der Länge der Zeit, nach wiederholten Versuchen, immer mehr aufhellet.

Daß dabey das Umbinden der Lorbeerblätter um den Kopf angerathen wird, mag auch seinen guten physischen Grund haben. Blätter von einer andern Art von Bäumen würden dieselbigen Dienste thun. Das Wesentliche bleibt. Das Ungewohnte soll zum Erwachen mitwirken. Da man nemlich an das Führen eines Lorbeerkranzes im Schlaf nicht gewohnt ist: so muß man eben, um dieses Umstandes willen, öfterer aufwachen. Man fühlt etwas am Kopf, was man gewöhnlich nicht zu fühlen pflegt. Diese Empfindung störet den Schlaf; man erwacht oft, man steht aber nur gerade zu der Stunde auf, in welcher man aufstehen wollte.

Die Aerzte zweifeln noch daran, ob jemand, ohne eine in den äusserlichen Werkzeugen des Körpers

pers vorgegangene Veränderung, blos nach seinem Willen aufwachen könne? Sie glauben, zum Erwachen sey allemal eine Empfindung irgend eines Gegenstandes, ein Ton, ein Geräusch, eine beschwerliche Lage irgend eines Theils unsrer Maschine, oder ein Reiz der animalischen Werkzeuge, des Magens, der Gedärme, u. s. w. erforderlich. Sie glauben, der Mensch könne in derselben unvortheilhaften, beschwerlichen Lage des ganzen Körpers, oder einzelner Theile desselben, die ganze Nacht ruhig schlafen, ohne zu erwachen; er müsse aber schlechterdings, durch diese aufweckende Mittel, nach einer Ruhe und Erholung des Körpers, erwachen; weil nun die erschöpften Nerven durch den Schlaf abermals neue Empfindsamkeit erhalten haben; so, daß dieselbigen Nerven, — die in den ersten Stunden des Schlafs, wegen ihrer Ermüdung oder Erschöpfung, bey derselbigen unbequemen Lage des Körpers, keinen Eindruck aufnahmen, — nun, nach der Sammlung neuer Kräfte, zur Empfindung des leisesten Eindrucks, und folglich zum Aufwachen weit besser disponiret sind. Denn die nicht blos schaffende, sondern auch erhaltende Natur hat die Werkzeuge der Empfindung während des Schlafs mit neuen Kräften ausgerüstet.

Hieraus müsse man es sich erklären, wie gewisse Personen, die sich allemal um dieselbige Zeit in die Armen des Schlafs werfen, die ganze Zeit ihres Lebens hindurch wiederum zu derselbigen Stunde aufwachen, und an ihre Geschäfte gehen. Ihre Nerven erhalten nemlich beständig um dieselbige Zeit den Grad von Fühlsamkeit, der zur Aufnahme des sanftesten äussern Eindrucks zureicht; wodurch denn der ganze Schlaf sogleich schwinden muß. — Diese Vermuthung scheint um so viel wahrscheinlicher, da das Erwachen und der ganze Zustand des Wachens eben so viele Grade hat, bey welchen es auf mehr oder weniger ankömmt, als der Zustand des Schlafs selbst. Wir erwachen aus dem tiefen Schlaf schwerlich durch einen Sprung. Es mögen da unzehlige mittlere Zustände vorkommen, ehe wir die Eindrükke wahrnehmen, ehe wir erwachen, — klar wahrnehmen, wachen.

Neunzehnter Brief.

An Ebendieselbe.

Ueber die Träume.

Die wenigen Bemerkungen, die ich in meinem vorigen Brief, über den Zustand des Schlafs, zusammengedrängt habe, geben der Lehre von den Träumen manches Licht. Im Zustand des Schlafs ist nemlich das gewöhnlichste und merkwürdigste Ereigniß, der Traum, dessen Erscheinungen uns hauptsächlich deswegen höchst sonderbar vorkommen müssen; weil gewöhnlich nur der eine von unsern Bestandtheilen Theil daran nimmt. Die inneren Organen arbeiten, während dem die äusseren Empfindungswerkzeuge unbeschäftigt sind. Die innern Triebräder laufen fort; aber der Zeiger steht unbeweglich still; und er muß eben deswegen eine andre Zeit angeben, als die Uhr eigentlich verkündiget. — Aber, so wie ein Uhrwerk verdorben ist, wenn Schlag und Zeiger nicht harmoniren; so ist auch die thierische Denkmaschine gewöhnlich zerrüttet, wenn sie häufig träumt. Die Fibern der innern Organi-

sation sind verstimmt; die Säfte des Körpers sind verdorben; der ganze Mensch ist krank.

Je gesünder der Mensch, desto seltner und ordentlicher sind seine Träume. Je kränklicher sein Körper, und besonders einige Theile desselben, desto grösser und unordentlicher ist das Heer von Träumen, welches ihm den Schlaf verscheucht. Bey gesunden, starken Leuten, die gut essen, aber auch gut verdauen können, ist das Träumen mehrentheils eine so große Seltenheit, daß sie, wenn sie träumen, die sicherste Anzeige von der Kränklichkeit ihres Körpers haben. Volle, mit schweren, unverdaulichen Speisen besezte Abendtafeln sind die fruchtbarsten Mütter der fürchterlichsten Träume. Daher rühren die Klagen der marklosen Schwelger über die Quaalen der schlafstörenden Träume.

Man geht folglich am sichersten, wenn man sowol die erste Entstehung, als auch die Verschiedenheit der Träume, — sowol in Ansehung ihrer Regelmäßigkeit, als auch in Absicht auf ihr Angenehm- oder Unangenehmseyn, — vom Zustand des Körpers, und besonders von einem wirklichen Gefühl und Empfindung, zum Theil aber auch von übrig-

gebliebenen tiefen Impreßionen des vorigen Tages ableitet. Und so kann man alle Träume, in Ansehung ihrer Entstehungsart, unter zwo Klassen bringen. Die eine Klasse wird durch wirkliche Gefühle und Empfindungen des Körpers veranlaßt, und in die zwote Klasse gehören die Träume, die aus lebhaften Resten anziehender Impreßionen des vorigen Tages entstehen. Der bearbeitete Stof der Träume hingegen und die fortlaufende Reihen von Ideen, werden aus derselbigen Vorrathskammer, und nach denselbigen Gesetzen hervorgezogen, nach denen sie sich im Zustand des Wachens aneinander anschließen. Wenn demnach eine wirkliche Empfindung unsers Körpers eine Traumgeschichte veranlaßt: so assoziiren sich alsdenn die Vorstellungen, nach den Gesezzen der Ideenverbindung, wie im Wachen. Daher kömmt's unter andern, daß Menschen, die nur sehr wenige Ideen aufgesammlet, und in ihr Gehirn beygelegt haben, an Träumen überhaupt, vornemlich aber an zusammenhangenden Träumen, sehr arm sind. Die Träume roher unausgebildeter Weltbürger müssen deswegen sehr kleine abgerissene Ideenstücke seyn; weil sie an Begriffen, die sich associiren können, keinen Vorrath haben. Und eben deswegen müssen auch diese Menschen, wie die Kinder,

bey der Armuth an Begriffen, sehr einförmig träumen.

Nicht allemal ist man im Stand, die Veranlassungsempfindung eines Traums aufzufinden. Die Empfindung kann auf eine unmerkliche Art in den inneren Theilen unsers Körpers vorgehen. Eine unnatürliche, ungewöhnliche Beschaffenheit des Geblüts; eine unmerkliche, veränderte Bewegung desselben, Blähungen, drückende Speisen, Schärfe in den Säften, Säure im Magen, Unreinigkeiten in den Gedärmen, plötzliche Abwechselung der Wärme und Kälte des Körpers, oder eines von seinen Theilen, oder auch eine leise Empfindung in einem Organ, die noch vom Tag herdauret, -- das Alles kann bey der übrigen Stille und Unthätigkeit der Nerven im Schlaf sehr leicht empfunden werden. Die leisesten äusseren Eindrücke, ein Getöse, eine harte unbequeme Lage des Körpers, alle übrigen Gefühlimpressionen sind im Schlaf, bey einer gewissen Konstitution des Körpers, vorzüglich auch deswegen so leicht empfindbar; weil die Stille der Nacht mithilft.

Sehr oft aber kann man die erste Empfindung, die zu einem Traum Gelegenheit giebt, wenn man auf-

aufmerksam nachsucht, errathen. So träumte dem Verfasser des philosophischen Arztes, er sey ein Holzmacher geworden; Er arbeitete aus allen Kräften; Er bat den Holzunterkaufer, ihm zu helfen; Eine Menge Taglöhner und Bauern stunden um ihn herum, und lachten ihn aus. Hieher gehört auch jener merkwürdige Traum, dem der Erfolg entsprach. Ein Mensch wurde in derselbigen Nacht mehrmals von demselbigen Traum beunruhiget. Der Innhalt desselben war; es sey Feuer im Hause ausgekommen. Die träumende Person weckte, beym wiederkommenden Traum, allemal ihre Hausgenossen auf. Man suchte zn wiederholten Malen nach; Man fand aber kein Feuer. Am folgenden Tag brach wirklich eine große Feuersbrunst in diesem Haus aus. Natürlich; denn das Feuer hatte, wie's sich nachher zeigte, schon in der vorigen Nacht an einem Balken, nahe am Bett des Träumenden geglimmt. Der Träumende hörte das Knistern im Schlaf. Beym Geräusch und beym Lerm des Nachsuchens hörte man dieses Knistern nicht; weil es noch leise war. Wie man mit dem Nachsuchen nachlies, und wie es eben dadurch im Haus wieder stille wurde, wurde das Knistern wieder hörbar. Die Imagination setzte gleich hinzu; es ist schon verzehrendes

Feuer

Feuer im Hause. Hätte man nach einem schwachen Glimmen gesucht: so würde man es vielleicht gefunden haben. Die Flamme war freylich nicht zu finden, die die Einbildungskraft des Träumenden erdacht und vergrössert hatte. — Der Traum dieser Person wurde demnach von einer wirklichen Empfindung veranlaßt.

Daß aber Träume aus lebhaften, übergebliebenen Impressionen des vorigen Tages entstehen können, lehren die mehresten Traumgeschichten, woran man sich am folgenden Morgen noch erinneren kann. Diese Art von Träumen scheint die gewöhnlichste zu seyn; wofern nicht auch hierinnen mehrere Menschen verschieden sind; wofern nicht bey einigen die Träume mehr eher aus wirklichen Empfindungen; bey andern hingegen mehr und leichter aus aufbewahrten, noch regen Empfindungen des vorigen Tages entstehen. Wenigstens ist der Ursprung und die Entstehung der letztern Art von Träumen eher zu erforschen; weil man sich leichter der Gedanken erinnern kann, denen man am vorigen Tag nachhing, als der leisen Empfindungen im Schlaf. Wer kann alle kleine Umstände, die, während des Schlafs, im Körper vorgehn, genau kennen?

Mehr-

Mehrmals hab ich Gelegenheit gehabt, träumende Personen zu beobachten, die im Schlaf ihre Träume durch die Sprache bekannt machten. Da ich mit den Auftritten des vorigen Tages bekannt war: so konnt' ich die Entstehungsart derselben, schon in den Augenblicken der Nacht, da ich die Träumenden hörte, erklären. Noch erinnere ich mich mit Vergnügen an eine Reise, die ich ehedem in Gesellschaft von mehreren Freunden, durch unwirthsame Gegenden, vornahm. Wir langten spät in einem neu angelegten Dorf an, dessen Bewohner uns weder bewirthen, noch beherrbergen wollten; wahrscheinlich, weil sie selber kein Mehl im Kad, und kein Oel im Krug hatten. Wir stiegen bey einem Haus ab, welches die dahin verpflanzten Vagabonden, Wirthshaus nannten. Aber da war weder Feuer noch Herd, noch Wille des Bewohners, uns aufzunehmen. Einer von meinen Reisegefährten, eine männliche, aber etwas zu harte Seele, hofte, durch einen unschädlichen Vorwand, und durch ein angemaßtes übertünchtes Ansehn das Dorf zu unsrer Bewirthung und Versorgung zwingen zu können. Nach einem langen Hadder mit dem Dorfschulzen, — der weder durch Anhörung des Titels, daß er Kayserliche Passagiers aufneh-

men müsse, noch durch den Blick auf das bedeutende Schwerd meines Freundes zu erweichen war, — mußten wir den Staub von unsern Füßen schütteln und einen Weg bis an den nächsten Ort fortreisen. Hier ward besser für uns gesorgt. Nach einer reichen Abendmahlzeit sahen wir uns um ein Lager um, ohne erst die Dauungszeit abzuwarten. Kaum hatten wir die Augen geschlossen: so fing unser Kayserl. Passagier an, träumend seinen Prozeß mit dem Dorfvogt zu wiederholen. So viel ich mich besinne; so war wenig Fremdes in dieses Traumgespräch beygemischt, was nicht wirklich auf der Stelle des Streits mit dem Wirth und dem Vogt vorgefallen war.

Hieraus erhellet zugleich, daß die Reden der Menschen im Traum allerdings eine gewisse Bedeutung haben, in so fern sie nemlich geschehene Dinge angehen. Was ein Mensch im Traum von sich berichtet, daß es mit ihm vorgegangen sey; mag er auch wol häufig verrichtet oder erlebt haben. Blos deswegen kann man sich nicht ganz auf dergleichen Trauergeständnisse verlassen, weil gewöhnlich, durch die unnatürlichen Sprünge der lebhaften Imagination sehr viel Fremdes, zu den etwanigen

wirklichen

wirklichen Faktis, zugesetzt wird. Die Vorspiegelungen der Einbildungskraft werden im Traum sehr häufig in Fakta verwandelt. Ein Hauptgrund von der ausserordentlichen Lebhaftigkeit der Vorstellungen im Traum liegt unstreitig im Schlaf der äusseren Sinne, die keine klaren Eindrücke von den äusseren Gegenständen erhalten können.

Es ist bekannt, daß sich unter den Träumen desselbigen Menschen eine große Verschiedenheit, in Ansehung ihres Angenehm oder Unangenehmseyns findet. Der ganze Grund davon liegt vielleicht in den beyden angezeigten Veranlassungsursachen der Träume. Man träumt einen fürchterlichen Traum, wenn die veranlassende Empfindung schmerzhaft ist, die wir mittelst eines von unsern äusserlichen, oder von den innern Theilen unsers Körpes, erhalten. Wenn sich z. B. das Blut im Gehirn, durch eine niedrige, unbequeme Lage des Kopfes anhäufen, und der Kreislauf der Säfte gehindert werden muß: so entstehen Beängstigungen, und die ganze Kette der Traumideen ist schreckhaft. Eben diese Wirkung wird, durch einen jeden andern, undeutlich wahrgenommenen Schmerz im Körper erzeugt. Der Stich einer Pflaumfeder veranlaßt einen Traum

vom Duell, und von den Wunden, die man davon getragen hat. Der ganze Traum ängstiget. Zettelt eine vom vorigen Tag rege Impression den Traum an, und diese Impression war uns unangenehm: so ist es kein Wunder, daß die ganze Reihe von Traumideen ebenfalls verdrieslich, und folglich der ganze Traum fürchterlich wird. Und eben so erzeugt sich aus angenehmen veranlassenden Empfindungen, oder aus angenehmen regen Impressionen eine fortlaufende Reihe von angenehmen Vorstellungen, Bildern und Zuständen.

Man pflegt bisweilen in demselbigen Traum von ganz entgegengesezten Dingen zu träumen. Man verfällt in derselbigen Kette von Vorstellungen auf Glieder von entgegengesezten Bildern und Ideen. Aus dem angenehmsten Traum kann man auf lauter fürchterliche Schreckbilder stossen. Diese unerwartete, sonderbare Wendungen des Traums; diese unterbrochene Reihe der anfänglich angeknüpften Vorstellungen rührt fast einzig von einer entgegengesezten Empfindung irgend eines Sinnes her. Durch einen angenehmen Reiz in unserm Körper können wir uns in lauter Elysiums hineinträumen; Eine plözlich folgende unangenehme Empfindung

füll-

füllt die Seele mit Quaal und Schreckideen des Tartarus. Der Körper ist z. B. sehr warm, und man träumet vom Feuer. Man stößt die Decke noch während desselbigen Traums von sich; der Körper wird auf einmal kalt; und man träumt, man falle ins Wasser; weil man ehedem im kalten Wasser einen ähnlichen kalten Schauder empfand.

Die jedesmalige Beschaffenheit des Körpers hat sogar auf die Dauer des Traums sehr viel Einfluß. Träume eilen schleunig vorüber, und die Traumtäuschungen folgen schnell aufeinander; wenn der ganze Körper in grosser Hitze liegt; wie sich denn im Schlaf ohnehin mehr Wärme im ganzen Körper, und sonderlich im Kopf, findet, als im Wachen.

Mehrere Menschen können von demselbigen Gegenstand verschiedentlich träumen. Es ist leicht möglich, daß dieselbige vom vorigen Tag noch immer lebhafte Impreßion, oder auch dieselbige gegenwärtige, undeutlich wahrgenommene Empfindung des Körpers, oder eines seiner Glieder, bey mehreren Menschen, ursprünglich einen Traum erzeugt. Dieser ursprüngliche Traumstof aber wird in mehreren Denkwerkstädten auf eine ganz verschiedene Art bear-

bearbeitet. Dieses Charakteristische in der Fortführung der Träume mehrerer Menschen, bey demselbigen ursprünglichen Zuschnitt rührt vom Vorrath der sich nach den Gesetzen der Ideenassoeiation anschliessenden Phantasien, und grossentheils auch vom eigenthümlichen Temperament des Träumenden her. Man lasse gelehrte Träumer, die schon viel über einen Gegenstand nachgedacht, im Traum diesen Gegenstand bearbeiten. Der Traum mehrerer Ungelehrten habe eben dieses Objekt. Es werden der Träume so viel, so viel Halbmesser aus einem Kreiszentrum auf einen jeden Punkt der Peripherie geleitet werden können; und die Bahnen, die diese mehreren Träumer wandeln, werden gewiß beym Fortgang des Traums immer weiter von einander abgebracht; so wie sich die vigirende Linien immer mehr von einander entfernen; je mehr sie verlängert werden. Ich habe gesagt, der Grund von dieser verschiedenen Richtung sey vornemlich das Temperament und die sich nach der Beschaffenheit desselben richtende Ideenassociation. Man sieht aber, ohne mein Erinnern, daß eben die zufälligen Ursachen, die den Traum desselbigen Menschen aus seiner Bahn heraus, und auf einen entgegengesezten Abweg leiten können, — z. B. eine neue verschiedenartige Empfindung

pfindung während desselbigen Traums, — auch die Träume verschiedener Menschen, bey derselbigen ursprünglichen Anlage des Traums, verschiedentlich fortführen können.

Dies sind die gewissesten und wichtigsten Lehren aus der Theorie von den Träumen, so fern sie sich auf Beobachtungen gründet. Dies sind auch die Hauptschlüssel zu den verschlungensten Traumgeschichten, von denen man zuverläßig weiß, daß sie sich ereignet haben. Häufig aber werden dergleichen Knoten vorsezlich geknüpft, blos um die allwissenden Seelenkenner, die Herzen und Nieren prüfen zu können vorgeben, zu martern. Solche Verschürzungen mag ich nicht auflösen. Ich begnüge mich, wenn ich wirkliche und gewisse Seelenphänomene psychologisch deschifriren kann. Erdichtete Hieroglyphen weiß auch der ausgebreiteste Antiquar nicht zu erklären.

Die Erklärung des Zutreffens gewisser Träume wird für das schwerste Stück in dieser ganzen Theorie angesehn. Versteht man Traumdeuterey darunter, so würd' ich diese Kunst für ganz unmöglich

 halten.

halten. Erzählte mir z. B. eine heutige Calpurnia ihren Traum am Morgen, ehe noch der Aufschluß durch den Erfolg aufgeklärt worden: so würd' ich keine Traumdeutung versuchen. Denn ich halte im Ganzen, mit Cicero, eben so wenig auf Träume, als auf ihre Deutung. Wenn dann der Erfolg dem Traum entsprochen hat: so würd' ich den Träumer zu überzeugen suchen, er dürfe sich, seines erfüllten Traums wegen, nicht bereden, von einer Gottheit inspirirt zu seyn; er dürfe nur in die Falten seiner eignen Seele hineinblicken, und den Zeiger an seiner Denkmaschine den Weg wieder zurückführen, den er den vorigen Tag durchgeloffen.

Wenn also Sueton (Jul Cäs. Kap. 81.) erzehlt: Calpurnia, Cäsars Gemahlin, sah' ihren Gemahl, in der Nacht vor seiner Ermordung, im Traum, in ihrem Schoos ermordet daliegen, und sie warnete ihn, am folgenden Morgen, auf seiner Hut zu stehen; — wenn ich dies lese, und mich vorher überzeugt habe; nicht nur, daß die Geschichte nicht nach der Hand ersonnen, sondern auch, daß sie getreu erzehlt worden: so seh' ich auch zu gleicher Zeit ein, daß Cäsars Gemahlin, — eine Dame, die mehr, als irgend eine Da-

me

me in der Welt, zu einer vorzüglichen Ausbildung ihrer Fähigkeiten Gelegenheit hatte; die die damaligen politischen Konjunkturen, aus dem Umgang mit den größten römischen Staatsmännern zuverläßig kannte, vielleicht auch, um andre kleine Bewegungen der Römer gegen ihren Gemahl, wußte, die uns die Geschichte nicht aufbewahret hat, — aus allen diesen Umständen den sehr wahrscheinlichen Schluß machen mußte: Cäsar ist in Gefahr; er kann vielleicht gar einmal ermordet werden. Ein solcher Gedanke, der sich ihr um so viel tiefer eindrücken mußte, je zärtlicher sie ihren Gemahl liebte, wurde im Schlaf rege. Die Einbildungskraft mahlet die Bilder aus. Sie träumet, Cäsar wird gewiß ermordet werden; er ist schon ermordet; denn er liegt schon todt in meinem Schoos. — So die übrigen Beyspiele.

Zwanzigster Brief.

An Ebendieselbe.

Ueber die Nachtwandler.

Unter allen Träumen sind die Träume der Nachtwandler, — der Menschen, deren Träume

 mit

mit sehr bemerkbaren Bewegungen des Körpers, die sonst nur im Wachen, bey wirklichen Empfindungen zu erfolgen pflegen, vergesellschaftet sind, — die merkwürdigsten. Ihre körperliche Verrichtungen sind ausserordentlich; weil eben diese Personen dieselbige körperliche Unternehmungen, im Zustand des Wachens, nicht leicht auszuführen im Stand sind. Und selbst die Produkte ihres Verstandes sollen bisweilen eben so fürtreflich seyn; als man sie immerhin von ihnen erwarten konnte, wenn sie sich im Zustand des Wachens befunden hätten.

Es scheint, das Nachtwandeln sey ein mittlerer Zustand, der in Ansehung der Empfindung zwischen dem Träumen und dem Wachen; in Ansehung der Phantasien aber, zwischen dem Wachen und dem Verrücktseyn, das Mittel hält. Aus diesem Grundsatz wird sich das meiste, was bey dem Nachtwandeln ausserordentlich zu seyn scheint, erklären lassen. Durch Beyspiele, die aber mit grosser Vorsicht ausgehoben werden müssen, kann dieser Gesichtspunkt Helle und Gewißheit erhalten. — Hier sind einige Fakta, die sich, so viel die Logik von der Glaubwürdigkeit der Zeugen urtheilen kann, auf unverwerfliche Zeugen stützen.

Herr

Herr de Roques, Prediger bey der französischen Gemeinde zu Zelle, hatte in einer Nacht Gelegenheit, zween sich unterredende Nachtwandler zu beobachten. Er erzehlt diesen ungewöhnlichen Vorfall in seinen *Lettres ecrites à un ami pendant le sejour que les trouppes françoises ont fait à Zelle en 1757 & 1778. à Mastricht 1775.* Der Verfasser dieser Briefe nahm einen aus Furcht für den Hannöverschen Jägern aus seiner Behausung an der Aller entflohenen Geistlichen in sein Haus auf, welches bereits sehr besezt war. Er wies ihm in seiner eignen Schlafkammer, wo er schon einen deutschen Baron einquartirt hatte, ein Bettchen an. Kurz vorher, ehe man sich zu Bette begab, erzehlte er diesen beyden Gästen: der Marschall von Richelieu werde am folgenden Morgen einige Maraudeurs aufknüpfen lassen. Man legte sich nieder und schlief ein. Nach zwey Stunden, so erzehlt der Verfasser, hörte ich ein Geräusch in der Kammer, und da es eben nicht sehr finster war, sah' ich den Baron angekleidet vor dem Spiegel, in der Stellung eines Menschen stehn, der sich seinen Toupet auskämmt. Als ich ihn nach der Ursache dieses Aufputzens fragte, antwortete er mir in einem sehr ernsthaften Ton: es ist ja ganz natürlich, daß ich

mich

mich ankleide, weil der Marschall sogleich in unser Zimmer kommen, und zween Kerls werde aufhängen lassen. Nicht doch! rief der Geistliche vom Bette mit Heftigkeit, nicht in unserm Zimmer, Herr Baron! Richelieu wird sie in seinem eignen aufknüpfen lassen; ich muß auch dabey seyn; wir wollen zusammen hingehen. Der Baron erwiederte, der Geistliche habe Unrecht, und beyde gaben mir durch ihre Reden, in welchen weder Zusammenhang, noch ein Schatten von Menschenverstand war, zu erkennen, daß sie schliefen, und daß zween festschlafende Menschen sich mit einander über einerley Gegenstand unterreden können. Ich brachte meinen Nachtwandler wieder zu Bette, und erzehlte beyden am folgenden Morgen, was vorgefallen war. Sie versicherten beyde, daß sie sich an diesen Auftritt gar nicht erinnerten.

Ich will noch einige Erzehlungen dieser Art auszeichnen, um am Ende durch Gegeneinanderhaltung der zusammenstimmenden und der abweichenden Punkte in der mehreren Traumgeschichte das Gemeinschaftliche und das Verschiedenartige sammlen, und um auf einige Erklärungen des ganz Sonderbaren in diesen Erzehlungen sinnen zu können.

Die

Die Geschichte, die in der grossen Pariser Encyklopädie, unter dem Artikel *Somnambulisme* erzehlt wird, scheint, allen Umständen nach, nicht erdichtet zu seyn. Sie hat das Ansehn des Erzbischofs von Bourdeaux für sich, der sie selbst erlebt, und dem Verfasser des angeführten Artikels der Encyklopädie mitgetheilt hat. Der Erzbischof kannte in seiner Jugend einen Seminaristen, den er alle Abend in seiner Kammer besuchte, um nur seine Krankheit desto genauer kennen zu lernen. Diesen Besuch stattete er ihm allemal ab, wenn er eingeschlafen war. Er sah' ihn unter andern, daß er im Schlaf aufstand, Papier nahm, komponirte, und den Text dazu ansezte. Wenn er mit einer Seite beym Ausarbeiten einer Rede zu Ende war: so überlas er den Aufsatz noch einmal, von oben bis unten. Gefiel ihm im Aufsatz etwas nicht: so strich er's weg, und schrieb die Verbesserung mit vieler Genauigkeit darzwischen. Ich habe den Anfang, sagt der Verfasser, einer von seinen Aufsätzen, die er im Schlaf schrieb, gesehen. Er schien mir gut gesezt und korrekt geschrieben zu seyn. Eine Verbesserung war unter andern wunderbar. Er hatte in eine Zeile gesezt: *ce divin enfant*. Wie er den Aufsatz im Schlaf wieder durchlas: so wollte er statt *divin*, adorable sez-

zen. Er strich also jenes Wort aus, und sezte dieses hin. Dann fand er, daß *ce adorable* nicht stehen könne. Er sezte also zu ce das t, und laß nun *cet adorable enfant*. Der Erzbischof wollte erfahren ob der Nachtwandler seine Augen nicht, wenigstens zum Theil, brauche? Er schob ihm also Catun vor, und bedeckte ihm sein Papier auf dem Tisch. Er schrieb aber immerfort, ohne es zu merken. Bisweilen nahm er ihm das Papier, worauf er schrieb, ganz weg, und legte ihm andre Blätter Papier an dessen Stelle hin. Wenn diese hingelegten Blätter Papier nicht einerley Grösse mit den Seinigen hatten: so merkte er es. Sonst aber nahm er fremdes Papier für sein eignes an, und er schrieb die Verbesserungen auch auf fremde Blätter gerade an die Stelle hin, wo sie mit den Stellen des Papiers zusammentrafen, welches er eigentlich beschrieben hatte, und das ihm nun weggenommen worden war.

Der Erzbischof hat dem Verfasser des angezogenen Artikels dergleichen Papiere mitgetheilt. Dieser hält die Musik, die der Nachtwandler im Schlaf hingeschrieben hatte, für die frappanteste von allen

seinen

seinen Verrichtungen. Er zeichnete zuerst die fünf Linien mit einer Feder, die Linien stellte er in eine gleiche Entfernung von einander. Er bezeichnete den Ton, die halbe Töne; schrieb die Noten hin, die er erst wenn er ganz zum Ende war, nach den Regeln der Musik vollfüllte; die andern aber lies er leer, wie die halben und die ganzen Noten geschrieben zu werden pflegen. Es trug sich meistens zu, daß er die obere Reyhe mit zu grossen Charakteren schrieb, so daß sie mit den untern musikalischen Zeichen nicht zusammentrafen. Wie er den Fehler bemerkte; löschte er die fehlerhafte Zeile aus, und schrieb sie etwas mehr herunter hin, und zwar mit einer Genauigkeit, die nicht größer seyn konnte.

Eben so merkwürdig ist ein anderes Faktum. Derselbige Nachtwandler bildete sich in einer Winternacht ein, er gehe an dem Ufer eines Flusses spazieren, und ein Kind falle in den Fluß hinein und sey in Gefahr zu ersäufen. Die Strenge der Kälte schreckte den Nachtwandler nicht ab, dem Kind zu Hülfe zu kommen. Sogleich warf er sich, in der Stellung eines schwimmenden Menschen, auf sein Bett. Alle Bewegungen eines schwimmenden machte er nach. Wie er lange so gearbeitet und

sich abgemattet, stieß er auf die zusammengerollte Bettdecke. Diese faßte er, mit der einen Hand, und er glaubte das Kind gefaßt zu haben. Mit der andern Hand machte er die Bewegungen, als wenn er nun nach dem Ufer des Stroms schwimmen wollte. Hier legte er seine zusammengerollte Decke ab; Sein ganzer Körper zitterte, und die Zähne klapperten; als wenn er wirklich aus dem kalten Wasser herausgestiegen wäre. Er sagte dabey: es friere ihn so, daß er daran sterben könne; Sein ganzes Blut sey gefroren. Man möchte ihm doch, durch ein Glas Brandtewein, aus dieser Gefahr helfen. Man gab ihm ein Gläschen Wasser. Wie er's kostete, fand er, daß man ihn betrogen hatte. Er forderte also noch heftiger Brandtewein. Man schafte ein Glas Brandtewein herbey. Er gestand, daß ihm dieser Trunk sehr wol bekommen habe. — Bey dieser ganzen Reihe von Vorfällen wachte er nicht auf, sondern er legte sich nieder und schlief.

Wenn man ihn von einer Materie auf eine andre bringen wollte; — z. B. wenn er sich mit traurigen und unangenehmen Gegenständen beschäftigte, — so durfte man nur eine Feder über seine Lippen hinstreichen lassen. Gleich fiel er auf Fra-

gen,

gen, die von den vorigen ganz verschieden waren. — (M. s. Dictionnaire encyclopédique. Par *Diderot* et *d'Alambert*. Tome XV. p. 340.

Mit dieser Geschichte verbinde man eine andre ähnliche, aus den Breslauer Sammlungen. Sie ist, neben die vorhergehende hingestellt, wenigstens nicht unwahrscheinlicher, als jene; wenn man auch die Gewährsmänner nicht kennen sollte. Ein Mädchen von 17 Jahren pflegte schlafend Reden zu halten, zu singen und auf dem Klavier zu spielen; und zwar so, daß die Singtöne, wenige falsche Griffe ausgenommen, mit dem Akkompagnement des Klaviers zusammenstimmten. Sie pflegte im Schlaf zu zeichnen, zu sticken, zu schreiben, Briefe zu versiegeln, Licht dazu zu fordern, und den Innhalt des Briefs herzusagen. Bisweilen bildete sie sich ein, Visiten zu bekommen. Sie empfing die eingebildeten Visiten mit vielen Komplimenten, unterhielt ihre Gäste mit vernünftigen Unterredungen, und endigte dann mit den gewöhnlichen Abschiedskomplimenten.

Muratori erzehlt die Verrichtungen eines nachtwandelnden Bedienten. Dieser pflegte, während

des Paroxismus, alle seine gewöhnlichen Geschäfte vorzunehmen, die er wachend, am Tag vorhmen mußte. Er brachte z. B. das Tafelzimmer in Ordnung deckte die Tafel, wartete bey der Tafel auf. Bisweilen gieng er auch mit der Laterne aus, um dem herrschaftlichen Wagen zu leuchten. An den Ecken der Strassen, wo er glaubte, der eingebildete, ihm folgende Kutscher, müsse die Pferde und den Wagen vorsichtig lenken, blieb er ein wenig stille stehn, u. d. m.

Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, selbst einen Nachtwandler im Schlaf zu beobachten. Ich habe aber einen von meinen Freunden gekannt, der das Unglück hatte, ein Nachtwandler zu seyn. Er hat mir einige von den Rollen erzehlt, die er als Nachtwandler gespielt hatte, mit dem Zusatz, daß er sich selbst seine Verrichtungen während des Traums, nicht wieder zurückrufen könne, wenn man ihm am folgenden Morgen Anzeige davon thue. Ich führe nur einige von denen Geschichten an, die er mir mitgetheilt hat. Sie zeugt für den ähnlichen Ursprung der gewöhnlichen Träume und der Träume der Nachtwandler, und sie setzt noch ausserdem den Einfluß der Beschaffenheit der gröberen Theile des

Körpers

Körpers auf die lebhaftesten Träume des Nachtwandlers in ein helles Licht.

Mein Freund besuchte einstens, in der Gesellschaft einiger jungen Freundinnen, nebst andern Freunden, das Land, Man wurde eins, die Nacht über in einem Dorf zu bleiben. Man stieg in das Wirthshaus ab. Dem andern Geschlecht wurde ein eignes Zimmer eingeräumt, und die jungen Herren sollten, die Nacht über, ihr Wesen ebenfalls in einem besondern Zimmer haben, welches um ein Stockwerk höher war, als die Schlafstube der Fräuleins. Nachdem der Abend und die halbe Nacht mit Tanzen, und andern Vergnügungen durchgelebt war; begab man sich zur Ruhe. Nach ohngefähr zwo Stunden, die die ganze Reisegesellschaft und alle Anwesende geschlafen hatten, stand mein nachtwandlender Freund im Schlaf auf und begab sich, ganz unangekleidet, in die untere Etage, in die Herberge seiner ruhigschlafenden Reisegefährtinnen. Wie er die Thüre gewaltsam zuschmiß, sprang der Riegel des Schlosses vor. Ueber diesem Geräusch erwachte eine von den schlafenden Schönen, der man auch die Beobachtung des ganzen Verlaufs der Geschichte zu danken hat.

Mein Nachtwandler setzte sich an einem Tisch nieder, und schlief eine Zeitlang ruhig fort; so unruhig die observirende Dame über den Ausgang dieses Vorfalls war. Nach einer kurzen Zeit erwachte der Nachtwandler. Der schaudernde Frost, der durch alle Glieder seines unbekleideten Körpers drang, weckte ihn auf. Nun suchte er wachend sein Bett, und erstaunte, wie ers nicht finden konnte. Der Rest der Geschichte interessirt hier nicht. — Traumgeschichten genug! Es ist Zeit, daß wir die Sonderbarkeiten in denselben sammlen.

1.) Man sollte beym ersten Anblick glauben, der Nachtwandler habe den Gebrauch seiner äusseren Sinne, wie im Wachen. Der Baron in Zelle unterredete sich mit dem Geistlichen. Dieser schien gegen die Behauptungen des erstern zu protestiren. und der erstere erwiederte abermal. Der Seminarist kannte das blosse Wasser aus, welches man ihm, statt des geforderten Liqueurs, darreichte. Er gab es zurück, und forderte noch heftiger Brandtewein. Wie man ihm ein Glas davon brachte, genoß er es mit Appetit, und er setzte hinzu, es habe ihm wohlgeschmeckt. — Hieraus sollte man auf ihre

wirklichen Empfindungen einen sichern Schluß machen. Der selige Meier behauptet in seinem Versuch einer Erklärung des Nachtwandelns ebenfalls die Träume der Nachtwandler seyen mit merklich lebhaften Empfindungen untermischt. Sie sehen, fühlen und hören, sagt er, lebhaft genug, um ihre äussere Gliedmassen nach Veranlassung dieser Empfindungen freywillig bewegen zu können; aber nicht lebhaft genug, um ihre Einbildungen zu unterscheiden.

Dieses Urtheil kann ich, von der Erfahrung geleitet, nicht unterschreiben. Es kann freylich Fälle geben, in welchen die Sinne des Nachtwandlers nur halb geschlossen sind; so, daß sie ganz schwache äussere Eindrücke der Seele zuführen, und sie den gleichzeitigen inneren Veränderungen beymischen können. Man könnte also wol sagen, der Geistliche und der Baron höreten ihre wechselseitige Fragen und Antworten; weil sie sich in Fragen und Antworten zu unterreden schienen. Allein in den mehresten Fällen brauchen die Nachtwandler ihre äusseren Sinne gar nicht; wiwol ich mich aus der Untersuchung und Zusammenstellung mehrerer Geschich-

ten fast überzeugt habe, daß sich hier nichts allgemein bestimmen läßt, und daß jeder Nachtwandler in Ansehung des stärkeren oder des mindern Gebrauchs seiner äusseren Sinne etwas charakteristisches hat. Der Seminarist gebrauchte sein Gesicht gewiß nicht; wenn er gleich Noten und Text schrieb, und dabey, in der harmonischen Setzung beyder, nicht fehlte. Er schrieb ja immerfort, wenn man ihm auch einen undurchsichtigen Körper vor die Augen hielt. Er korrigirte immerfort, wenn man ihm auch seinen geschriebenen Aufsatz wegnahm, und ihm statt dessen ein ähnliches Papier hinlegte. Ich bin auch zweifelhaft, ob der nachtwandelnde Geistliche in Zelle die Reden des nachtwandelnden Barons wirklich hörete. Der Baron konnte freylich, durch sein Gespräch mit H. de Roques, den schlafenden Geistlichen halb wach machen; so daß der Geistliche am Gespräch Theil nehmen konnte. Allein der wachende Herr de Roques sagt selbst, es sey in ihrem Gespräch weder Zusammenhang, noch ein Schatten von Menschenverstand gewesen, wodurch beyde bewiesen, daß sie schliefen. Mir ist's sehr begreiflich, wie der Baron auf die Reden des Geistlichen zu antworten scheinen konnte, wenn er den Geistlichen gleich wirklich nicht hörte. Seine eigne Reden,

Gedanken

Gedanken und Fragen, die ohnehin sehr lebhaft waren, veranlaßten die Antworten. Fragen und Antworten konnten sich aus ihm selbst herauswickeln.

Oder, man kann auch zugeben, daß dergleichen Personen mit einem Sinn empfinden, während dem die übrigen ganz gefühllos sind, und daß sie folglich mit einem Sinn wachen, während dem die übrigen schlafen. Gerade diese Unthätigkeit der meisten Sinne mag die Ursache davon seyn, daß die Nachtwandler, nach Maasgabe ihrer lebhaften Phantasien, häufig so gefährliche Ungeschicklichkeiten verrichten. Der Jüngling stürzte sich in die Gefahr der tödtlichsten Verkältung. Könnten dergleichen Personen die äusseren Sinne gebrauchen; so würde die Seele über die Verhältnisse der äusseren Gegenstände zu ihren gleichzeitigen inneren Vorstellungen, urtheilen. Bey diesem Urtheil würden die gefährlichen Verrichtungen wegfallen, die sie so oft Gesundheit und Leben kosten.

2.) Die wunderbaren körperlichen und Seelenverrichtungen sind beyde so ausserordentlich nicht, daß wir in ihr Geheimniß nicht tief genug sollten

hereinblicken dürfen. Es ist wahr, der Nachtwandler verrichtet Handlungen, die weder er selbst im Wachen, noch andre Wachende leicht verrichten können. Er geht auf einem steilen Dach, ohne zu fallen; er klettert an unwegsamen Mauren in die Höhe, ohne sich Schaden zu thun. Was macht ihn dazu geschickt? Hauptsächlich die angestrengte, ungetheilte Aufmerksamkeit. Er empfindet nicht, durch mehrere äussere Sinne, Eindrücke, die seine Seele theilen könnten. Der Gegenstand, den er sich gefaßt hat, beschäftiget ihn ganz. Er ist sich ganz gegenwärtig. So bald er in seiner Aufmerksamkeit gestört; so bald er zerstreuet wird; — ist er nicht mehr im Stand das zu thun, was er vormals that, wie er seine ganze Kraft auf einen Gegenstand konzentrirte. So hat man Beyspiele, daß Nachtwandler, die an steilen Oertern ohne Mühe hinaufkletterten, herabfielen, so bald man ihnen zurief, und so bald, durch dergleichen Zurüfe, ihre Aufmerksamkeit von den Gegenständen ihrer Beschäftigung abgezogen wurde.

Hierzu kömmt die Furchtlosigkeit, die den Nachtwandler entschlossen macht. Im Zustand des Wachens thut man manches nicht; weil man sich zu

viele

viele Skrupel macht; weil man sich die Sache zu schwer, oder zu gefährlich vorstellt, und nachtheilige Folgen befürchtet. So weit schauet der Nachtwandler nicht um sich her. Er sieht gleichsam nur einen schmalen Strich, einen schmalen Fußsteig auf dem Dach, welches er besteigt; nicht aber die Abschüssigkeit desselben; nicht die Tiefe und die Abgründe von beyden Seiten; nicht die Gefahr herabzustürzen. Indem er also keine Gefahr sieht: so fürchtet er auch nichts. Er geht vor der Gefahr vorbey; weil er keine Gefahr wahrnimmt. Er ist unerschrokken; er sieht nicht hin und her; kömmt nicht durch's Hin- und Hergaffen aus dem Gleichgewicht; wankt nicht; fällt nicht.

Und dann die vollständige Sammlung der Kräfte des Körpers; die ausserordentliche Anspannung der Nerven und der Muskeln, die man nicht allein mit Augen an ihnen sieht; sondern die man auch aus der gänzlichen Erschöpfung und Abmattung aller körperlichen Gliedmaßen schließen kann, die den Nachtwandlern die allerunangenehmste Ueberzeugung, von ihren schweren nächtlichen Arbeiten zurückläßt.

3.) Ueber die Geistesarbeiten der Nachtwandler kann ein sorgfältiger Prüfer der Traumgeschich-

ten eben so wenig in Erstaunen gesetzt werden. Es geht mit den Träumenden fast wie mit den Sterbenden. Man nimmt die abgedroschensten Gemeinplätze der Letztern häufig als höchst weise Orakelsprüche auf. Aber, wenn auch einige wenige Menschen, in den letzten Augenblicken ihres Leben, vernünftig und vielleicht vernünftiger denken, als vorher: so erklär' ich dieses Phänomen aus eben dem Prinzipium, aus welchem die Erscheinung erklärt werden muß, wenn einige Menschen in ihren Meditationen und Aufsätzen glücklicher sind, nachdem sie vorher ihren Nervenfibern durch hitzige Getränke eine ungewöhnliche Beweglichkeit verschaft haben. Hier beruf' ich mich auf die Erfahrung, die ich von mir selbst gemacht habe. Wenn ich bisweilen an den Freuden der Gesellschaft Theil nehme, und dann sogleich, wenn's auch Mitternacht ist, an litterarische Arbeiten gehe: so sind die Gedanken allemal feuriger und die Ausdrücke stärker. Die Gehirnorganen scheinen in eine Fiberhitze zu gerathen, und sie könnten vielleicht am Ende, auf die fürchterlichste Art überspannt werden.

Dies ist gerade der Fall bey vernünftig träumenden und räsonnirenden Nachtwandlern. Ohnehin hat nie ein Unwissender gelehrt geträumt, und

ich

ich kenne kein Beyspiel eines Träumers, der im Schlaf über Gegenstände verständig philosophirt hätte, die ihm wachend ganz unbekannt gewesen wären. Aber, wenn auch unwissende Personen im Schlaf gelehrt scheinen sollten: so wäre das, wie gesagt, ohngefähr eine ähnliche Erscheinung, als wenn verrückte oder dumme Menschen am Ende ihres Lebens gescheit und klug werden. In den lezten Augenblicken, da es mit ihnen zu Ende geht, können die Ursachen der Narrheit, durch die veränderte Beschaffenheit des sterbenden Körpers, gehoben werden. Der Mensch konnte vielleicht ein Narr seyn; weil seine Gehirnorganen, wegen einer zu großen Blutsmenge in einen widernatürlichen Zustand versezt wurden. Im Sterben wird etwa weniger Blut zum Gehirn emporgetrieben. Der sterbende Narr wird klug. So im Schlaf. Der ungelehrte Nachtwandler kann das Ansehn eines Gelehrten bekommen; weil im Schlaf, durch allerley körperliche Ursachen, gerade solche Gehirnfibern bewegt werden können, in die er sich vernünftige Ideen beygelegt hat, und die im wachenden Zustand nicht bewegt werden, weil da der Körper ganz anders beschaffen ist.

Und ist es ein Wunder, daß gelehrte Männer gelehrt träumen? Anhaltendes, ordentliches Denken

ken ist ihr alltägliches Geschäfte; ist ihr größtes Vergnügen, dessen sie fähig sind. Von den Büchern gehen sie zu Bett, und aus dem Bett kommen sie zu den Büchern. Können sie auch leicht etwas anders, als Bücherideen hinübernehmen? Es ist fast physisch unmöglich, daß sie nicht auch im Schlaf zusammenhangend und ordentlich meditiren sollten. Ihr Schlaf ist mehrentheils nur leiser Schlummer; weil durch die zunehmende Kultur, — die ihren Grund in einer wiederholten Bewegung der Denkorganen und der Empfindungswerkzeuge hat, — die Empfindlichkeit dieser Organen immer mehr und mehr vermehrt wird. Eben deswegen ist gelehrten Personen das Gelehrtträumen die natürlichste Arbeit. Ihr leiser Schlummer ist ihnen fast gar kein Hinderniß im ordentlichen Denken. Ihre Träume scheinen von ihren Meditationen des Wachens blos darinnen unterschieden zu seyn, daß sie hier der Seele einen bestimmten Gegenstand vorsezlich gegenwärtig behalten, und daß sie ihre ganze Aufmerksamkeit absichtlich auf diesen bestimmten Gegenstand hinlenken. Im Schlaf haben sie diese Gewalt nicht über sich.

Mehr weiß der Seelenlehrer vom Traum nicht zu sagen, ohne den Vorwurf befürchten zu müssen, er träume selbst. — Mehr erwarten Sie auch von mir nicht.

Verzeichniß derer Briefe.

Erster Brief.

Ueber die Philosophie. — Bey der genauern Bestimmung des Begrifs von der Philosophie braucht man auf die Mißbräuche des Worts gar nicht Rücksicht zu nehmen . . . pag. 1

Zweyter Brief.

Bemerkungen über den Schluß der Skeptiker, der gegen die Existenz der Philosophie gerichtet ist. — Warum läßt sich der Begrif von der Philosophie so schwer bestimmen? . . . 12

Dritter Brief.

Fortsetzung der vorigen Betrachtungen. . 23

Vierter Brief.

Vorbereitung zur Bestimmung des Begrifs von der Philosophie. — Sind die mathematischen und die physischen Wissenschaften Theile der Philosophie? 32

Fünfter Brief.

Theoretische und praktische Philosophie — Begrif von der Philosophie überhaupt. = pag. 42

Sechster Brief.

Bemerkungen über die thierische Sensibilität. = 56

Siebenter Brief.

Betrachtungen über das Gehirn. = = 68

Achter Brief.

Fortsetzung der Betrachtungen über das Gehirn. = 81

Neunter Brief.

Ueber den Sitz der Empfindung. = = 101

Zehnter Brief.

Ueber die Art, wie die Eindrücke auf unsere äussern Organen in das Gehirn fortgepflanzt werden. = 117

Eilfter Brief.

Theorie des Mechanismus der Empfindungen, nach dem Verfasser des philosophischen Arztes = 131

Zwölfter

Zwölfter Brief.

Ueber die harmonische Zusammenstimmung des ganzen Nervensystems. — Reflexionen über Empfindlichkeit und Nervenschwäche . pag. 144

Dreyzehnter Brief.

Ueber die Verschiedenheit der sinnlichen Begriffe und Empfindungen. . . . 156

Vierzehnter Brief.

Ueber das Empfinden und Gewahrnehmen. . 176

Funfzehnter Brief.

Ueber die Vorstellungen und über die Ideen. — Klare und dunkle Vorstellungen. . . . 190

Sechzehnter Brief.

Denkt die Seele beständig? — Kann sie in einem ungetheilten Augenblick mehr als eine Vorstellung haben? 211

Siebenzehnter Brief.

Ueber die Association unsrer Begriffe. — Vorbereitung zur Lehre von den Träumen. . . 228

Achtzehnter

Achtzehnter Brief.

Ueber den Zustand des Schlafs. = = pag. 237

Neunzehnter Brief.

Ueber die Träume. = = = = = 259

Zwanzigster Brief.

Ueber die Nachtwandler. = = = = 273

LB Coburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hissmann, Michael,

Briefe über Gegenstände der Philosophie an Leserinnen und Leser

Gotha 1778

Coburg, Landesbibliothek -- B II 11/28
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11916449-6